

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herrn Steibrucker

HARRY PROSS

Zehn Jahre Bonner Grundgesetz

DOMINIQUE AUCLERES

Das Todesurteil gegen Erich Koch

MAX RIESER

Die Philosophie in Polen

DIETER HOFFMANN

Lyrik und Lyriker
in Mitteldeutschland

E. F. PODACH

Alexander von Humboldt
als Politiker

JAKOB JOB

Rast in Eboli

5

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

85. JAHRGANG · BADEN-BADEN · MAI 1959

MAI 1959

RUNDSCHAU

Ein Schritt vorwärts (385) — Zehnmal Königswinter (386) — Mißbrauchte Gastfreundschaft (387) — Amerika im deutschen Spiegel (388) — Japanische Filmwochen (389) — Ludwig Meidner fünfundsiebzig (391) — André Siegfried † (391) — Abschied von Kassner (392)

AUFSÄTZE

<i>Harry Pross</i>		<i>Waldemar Kuri</i>	
Zehn Jahre Bonner Grundgesetz	394	Schulfernsehen — nützlich, überflüssig oder schädlich?	419
<i>Alfred Futran</i>		<i>Dieter Hoffmann</i>	
Wege zur Republik	400	Lyrik und Lyriker in Mitteldeutschland	425
<i>Dominique Auclères</i>		<i>E. F. Podach</i>	
Das Todesurteil gegen Erich Koch	405	Alexander von Humboldt als Politiker	430
<i>Max Rieser</i>			
Die Philosophie in Polen	409		

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (440)

GEDICHTE

Eric Singer (393) — Raymond Buchert (442) — Serbische Zigeunerlieder (449) — Georg von der Vring (456)

PROSA

<i>Ilse Langner</i>		<i>Jacob Job</i>	
Nacht im buddhistischen Tempel	443	Rast in Eboli	452

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Mann (457) — Olivier u. a. (462) — Eliot (463) — Aragon (465) — Hamsun (466) — Hebel (466) — Donat (467) — Roehler, Heckmann (467) — Schnabel (468) — Ulrich (470) — Herzfelde (471) — Bleisch u. a. (471) — Hennecke (472) — Szczesny (474) — Heuss (475) — Fleischhauer (476) — Hinweise (477)

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 30. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nichtverlangte Rezensionsexemplare werden in keinem Fall, Manuskripte nur dann zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt.

Herausgeber: Rudolf Pechel, Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

R U N D S C H A U

Ein Schritt vorwärts

Vom 19. bis 22. März fand in München ein Kongreß der „Union des Résistants pour une Europe Unie“ statt. Die Einladung ging aus von der deutschen Sektion der „Widerstandskämpfer für ein vereinigtes Europa“, Gastgeber war die Stadt München. Vertreten waren 11 Länder durch nahezu 100 Teilnehmer. In erster Linie ging es bei diesem Kongreß um die Frage der Wiedergutmachung an Ausländern, die Opfer von Hitlers Brutalität gewesen sind und bisher keine Wiedergutmachung erhalten haben. Grundlegende Referate hielten die Bundestagsabgeordneten Professor Franz Böhm und Frenzel. Einigkeit, die auch in einer Resolution bekräftigt wurde, herrschte darüber, daß die Bundesrepublik verpflichtet und bereit ist, die geforderte Wiedergutmachung sobald wie möglich vorzunehmen. Berichte über nazistische und antisemitische Umtriebe in der Bundesrepublik, aber auch in den anderen Ländern, führten zu dem Entschluß, ein gemeinsames Büro zu bilden, das alle Nachrichten auf diesem Sektor sammeln und austauschen soll.

Die eigentliche Bedeutung der Arbeit der Union, die durch den Münchner Kongreß volle Bestätigung erhielt, liegt darin, daß eine völlige Übereinstimmung zwischen den Widerstandskämpfern aus allen betroffenen Ländern besteht, alles müsse getan werden, um der Wiederkehr faschistischer Tendenzen gleich zu Anfang mit schärfster Energie entgegenzutreten. Unter den Delegierten befanden sich der frühere französische Ministerpräsident Bidault, einer der führenden Männer der Résistance in Frankreich, der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Pater Pire, der durch die Gründung von Europa-Dörfern eine ungemein segensreiche Arbeit geleistet hat, und der bayerische Landwirtschaftsminister Hundhammer. Vereint in der gleichen Überzeugung waren Männer und Frauen, die aus Gewissenspflicht gegen Terror und Unrecht gekämpft haben und die sich alle rückhaltlos zum europäischen Gedanken bekennen.

Den Abschluß bildete eine Gedenkfeier im Konzentrationslager Dachau. Wohl das wichtigste Ergebnis aber ist die Einmütigkeit, daß auf der rein menschlichen Ebene immer ein Zusammenschluß der redlichen Menschen trotz aller nationalen Schranken möglich ist. Von allen Teilnehmern wurde die von der Stadt München und der deutschen Sektion geübte Gastfreundschaft lebhaft anerkannt. Dieser Kongreß hat dazu beigetragen, den Willen zur Abwehr durch intensive Arbeit in der Öffentlichkeit zu stärken, und neben dem Europa der Herzen, dem Ziel Pater Pires, das Europa der Tat zu schaffen.

Zehnmal Königswinter

Ursprünglich war Königswinter ein geographischer Begriff, ein Ortsname wie tausend andere. Daß es heute für viele Deutsche und Engländer zu einem geistigen und politischen Begriff geworden ist, danken wir der Einrichtung der Deutsch-Englischen Gespräche, und diese wiederum verdanken wir in erster Linie der charmanten, gescheiten und glücklicherweise auch energischen Frau *Lilo Milchsack*. Energie benötigte sie nicht zuletzt in diesem zehnten Jubiläumsjahr der Deutsch-Englischen Gespräche, weil nämlich jenseits des Rheins einige Leute, die sich augenscheinlich ganz ungemein klug dünken, auf den Einfall gekommen waren, es sollten künftig in Königswinter nicht mehr politische, sondern nur kulturelle Fragen besprochen werden. Das Motiv dieses absurden Einfalls ist freilich nicht schwer zu finden: Königswinter verdankt nämlich seinen Ruf und Ruhm in beiden Ländern vor allem der Tatsache, daß dort sehr freimütig gesprochen wird. Mr. *Robert Birley* hat das, was in Königswinter geschieht, einmal vor Jahren die praktische Übung zivilisierten Lebens genannt und die dortige Atmosphäre gerühmt, die erst das schaffe, was uns in dieser Welt in schwierigen Situationen weiterbringen kann: „Ehrlichkeit, Freundlichkeit, Sympathie und Toleranz.“ — Nun sind Freimut, Ehrlichkeit und Toleranz Tugenden, die in der scharfen Luft des kalten Krieges von manchen Leuten für durchaus entbehrlich gehalten werden — während sie uns doch gerade unter den heutigen Verhältnissen nötiger sind denn je zuvor. Wie wollte wohl der Westen sich auf lange Sicht gegenüber den totalitären Bedrohungen unserer Zeit behaupten können, wenn er die Tugenden preisgäbe, auf denen unsere Zivilisation beruht?

Wie notwendig es ist, zwischen Engländern und Deutschen freimütige politische Gespräche zu führen, hat gerade diese 10. Konferenz von Königswinter eindringlich gelehrt. Im Vordergrund stand natürlich alles, was mit Berlin und der Wiedervereinigung zusammenhängt. In den Gesprächen darüber waren vor allem zwei Dinge eindrucksvoll. Einmal die Tatsache, daß es hinsichtlich der Notwendigkeit eines militärischen Disengagements zwischen den beiden großen britischen Parteien grundsätzliche Meinungsunterschiede kaum mehr gibt. Zum andern der Umstand, daß unter den Parlamentariern der CDU ganz offensichtlich ein tiefgehender Meinungswandel im Gange ist. Manche von ihnen sagten diesmal in Königswinter Dinge, die noch vor Jahresfrist von ihnen als Häresie verurteilt worden wären. Die Erfahrung, daß durch das sowjetische Berlin-Ultimatum und die Vorschläge für einen Friedensvertrag die deutsche Frage in Bewegung geraten ist und kaum wieder zum Stillstand gebracht werden kann, ohne daß eine auf lange Zeit berechnete Lösung gefunden worden wäre — diese Erfahrung ist in Königswinter bestätigt worden.

Es geht jedoch nicht an, über Königswinter 1959 zu berichten, ohne einen andern Punkt zu erwähnen (was leider in vielen Presseberichten

hierzulande nicht geschehen ist). Was den Deutschen die Wiedervereinigung, das ist den Engländern die Freihandelszone, die daher schon seit einigen Jahren in Königswinter eine vordergründige Rolle spielt. Die Briten haben sich diesmal bitter darüber beklagt, daß die Bundesregierung insoweit nicht mehr zu ihrer früheren Politik stehe, sondern offenbar kein besonderes Interesse mehr für die Freihandelszone habe. Was von deutscher Seite, vor allem von Regierungsanhängern, dagegen gesagt wurde, wirkte wenig überzeugend. Man weiß in England natürlich, daß der Grund der deutschen Zurückhaltung die Rücksicht auf Frankreich ist, die rein politisch begründete Rücksicht auf Frankreich, deren etwas merkwürdiger Ausdruck die sogenannte Achse Bonn-Paris ist. Vielleicht haben einige deutsche Teilnehmer aus Königswinter diesmal die Einsicht mitgenommen, daß die Bundesrepublik sehr bald genötigt werden könnte, zwischen einer wahrhaft europäischen und einer rein französisch orientierten Außenpolitik zu wählen. Die Meinung der Konferenz war ziemlich deutlich, da auch von Politikern der Unionsparteien nachdrücklich eine Brücke von Bonn nach London gefordert wurde, von der Professor Heuss auf dem Empfang des Bundesaußenministers bereits unüberhörbar gesprochen hatte. So läßt sich abschließend sagen, daß dieses zehnte Gespräch in Königswinter wohl den deutschen Teilnehmern mehr zu denken gegeben hat als ihren englischen Gästen.

Mißbrauchte Gastfreundschaft

So sehr die deutsche Öffentlichkeit es begrüßt hat, daß die Flüchtlinge aus Ungarn nach der blutigen Niederwerfung des Aufstandes der Freiheit durch die Rote Armee in der Bundesrepublik mit offenen Armen aufgenommen und in jeder Weise unterstützt werden, so sehr empört sich die Öffentlichkeit dagegen, daß bestimmte ungarische Flüchtlinge die ihnen schon früher gewährte Gastfreundschaft in der gröblichsten Weise mißbrauchen. Es handelt sich um Flüchtlinge, die nach dem Zusammenbruch 1945 in die Bundesrepublik kamen, weil sie mit Grund die Vergeltung für ihre Untaten fürchteten. Das sind Angehörige der ungarischen nationalsozialistischen Partei, die berüchtigten „Pfeilkreuzler“, deren Verbrechen gegen die demokratisch gesinnte Bevölkerung und die ungarischen Juden denen der SS nichts nachgaben. Heute nennen sie sich „Hungaristische Bewegung“, die von Ferenc Szalasi, dem sogenannten „Nationalführer“ im Jahre 1935 gegründet worden ist, als vollkommenes Gegenstück zur NSDAP. Die, denen die Flucht nicht gelang, sind mit ihrem Führer Szalasi im März 1946 wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit hingerichtet worden.

Diese Flüchtlinge haben sich dann in Bayern sehr bequem einrichten können und geben u. a. eine Zeitschrift „Hidverök“ heraus, Redaktion in Schloß Teising bei Neumarkt/St. Veit. Gleichzeitig ist ein Institut

von ihnen zur Erforschung neuzeitlicher Geschichte und Gesellschaft gegründet worden, das Schriften nationalsozialistischer und antisemitischer Propaganda in ungarischer und in anderen Sprachen herausgibt. Unter ihren Veröffentlichungen befindet sich natürlich auch eine Neuauflage auf ungarisch der berüchtigten „Protokolle der Weisen von Zion“, ferner eine Schrift „Kampf gegen die jüdische Presse“ und „Die Weltoberer, die wahren Kriegsverbrecher“. Die Pfeilkreuzler haben es verstanden, ihre Organisation zum Mittelpunkt des internationalen Faschismus und Antisemitismus zu machen. Ihre Hetzzeitschrift erschien in einer Auflage von 3700 Exemplaren und wird in der ganzen Welt kostenlos verteilt, wodurch sich sofort die Frage erhebt, wer denn dieses Unternehmen finanziert. Die Hungaristen verfügen über große Mittel. Eine Stadt, deren Name leider nicht genannt ist, hat sich bereit erklärt, ihnen zum Bau eines großen Hauses DM 200 000,— zur Verfügung zu stellen, wenn sie selber DM 50 000,— aufbringen. Aus den Veröffentlichungen geht eindeutig hervor, daß sie jede demokratische Regierungsform bekämpfen, wie sie auch für ihre Anhänger den Grundsatz aufgestellt haben, daß „in einer gesunden Organisation es keine Demokratie gibt“. Die Mitglieder stehen unter scharfer und unbarmherziger Kontrolle der Leitung.

Von der Münchner Staatsanwaltschaft sind bisher keinerlei Schritte gegen dieses antidemokratische Treiben erfolgt. Obwohl gerade diese Staatsanwaltschaft ja alle Veranlassung hätte, durch Taten ihre Untätigkeit im Falle Eisele vergessen zu machen. Aber wir haben uns ja auch daran gewöhnen müssen, daß gerade die Münchner Staatsanwaltschaft Verleumdungsklagen von Antifaschisten gegen Antisemiten und Neofaschisten auf die lange Bank schiebt und die Annahme solcher Klagen abzuweisen versucht. Das Treiben der Hungaristen hat sich inzwischen zu einem internationalen Skandal ausgewachsen und den moralischen Kredit der Bundesrepublik empfindlich geschädigt. Die deutsche Öffentlichkeit verlangt, daß diesem groben Mißbrauch der Gastfreundschaft durch höchst unerwünschte Elemente ein schnelles Ende bereitet wird. Ägypten ist sicher bereit, ihnen wie von Leers, Eisele und Genossen Zuflucht zu gewähren.

Amerika im deutschen Spiegel

Selbst in unserer Epoche des Weltverkehrs hat nur ein sehr geringer Prozentsatz der Bevölkerung Gelegenheit, andere Länder oder gar fremde Kontinente richtig kennen zu lernen. Zwar wird ungleich mehr gereist als jemals zuvor, und der Nachrichten- und Bildaustausch läuft auf hohen Touren; aber die Eindrücke, die auf diese Weise vermittelt werden, bleiben doch zumeist an der Oberfläche. Dringen sie tiefer, so treffen sie unvermeidlich auf vorgefaßte Urteile oder unbewußte Vorstellungen, die sich in einem langen Leben gebildet haben. Deshalb hat Jugendaustausch noch die besten Chancen, wirkliche Kenntnis zu

vermitteln. Fragt man danach, woher die Vorurteile rühren, dann stößt man unweigerlich auf die Fehltritte, die von Politikern und anderen Personen des öffentlichen Lebens abgegeben werden. Teils bezeugen sie geringe Sachkenntnis, teils entstammen sie demagogischer Absicht; in jedem Fall aber werden sie von denen aufgegriffen, für die der Fehlurteilende Autorität besitzt.

„*Amerika im Spiegel des deutschen politischen Denkens*“, ein neues Buch von Professor Dr. Ernst Fraenkel, FU Berlin, zeigt, daß es Amerika in dieser Hinsicht nicht besser hat (Westdeutscher Verlag Köln/Opladen 1959. 333 S. DM 20,—). Die Äußerungen von achtzig deutschen Staatsdenkern und Politikern über Staat und Gesellschaft in den USA, die es enthält, sind recht unterschiedlich. Neben einsichtigen Meinungen steht der bare Unsinn. Aber wieviel erfährt man durch dieses Auf und Ab der Vorstellungen! Fraenkel hat mit seinem Auswahlprinzip den einzig möglichen Weg gefunden, zu einer Gesamtanalyse des deutschen Denkens über Amerika zu gelangen. Er beginnt mit Christian F. D. Schubart im 18. Jahrhundert und endet mit der Ansprache, die Bundespräsident Heuss vor dem Kongreß halten konnte. Dazwischen liegen die Äußerungen von Dohm, Schlözer, Steuben, Forster, Herder, Börne, Gentz, Mohl, Niebuhr, Rotteck, Welcker, List, Stahl, Lenau, Heine, Goethe, Eckermann, Hegel, Ranke, Schopenhauer, Marx, Poschinger, Holstein, Jellinek, Liebknecht, Münsterberg, Bülow, Lamprecht, Delbrück, Oncken, Legien, Rathenau, Harden, Harnack, Class, Tirpitz, Max und Alfred Weber, Theodor Wolff, Meinecke, Schnabel, Troeltsch, Spengler, C. G. Jung, Moeller van den Bruck, Rosenberg, Schmitt, Hitler u. a. Es fällt auf, daß Bismarck und seine Kaiser fehlen. Fraenkel erklärt dazu: „Der Umstand, daß man zum Verständnis der Auffassungen Bismarcks über Staat und Gesellschaft in USA auf Interviews mit amerikanischen Gästen wie Carl Schurz und Villard zurückgehen muß, beweist wohl am deutlichsten die relative Unwichtigkeit des amerikanischen Fragenkomplexes für das Bismarck'sche Denken.“

Inzwischen ist Amerika der Staat geworden, auf den unser Wohlstand und unsere Verteidigung gebaut sind. Europa hat Amerika bitter nötig, und Amerika kann ohne den alten Kontinent auch nicht leben. Umso notwendiger ist ein Buch wie dieses, das hilft, falsche Vorstellungen zu korrigieren, und einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte des deutschen Denkens leistet.

Japanische Filmwochen

Die japanische Filmindustrie, die mit 503 Streifen im Jahre 1958 mit an der Spitze der Weltproduktion stand, veranstaltete in Berlin und München Filmwochen, die einen Überblick über das gegenwärtige Filmschaffen boten. Auf den Pressekonferenzen konnte man noch vom Direktor der Tohofilm, Kawakita, Einzelheiten erfahren. In Japan kennt man zwei Genres von Filmen, „jidai gekki“ (historisch) und

„gendai gekki“ (Alltagsfilme, modern). Früher gab es die Filme mit dem „Benshi“, dem Erzähler, um dessentwillen die Kinos oft allein besucht wurden. Ein Überbleibsel fand sich in der „Narayamalegende“, das zum Teil von einer kommentierenden Stimme erklärt wurde. Im Übrigen zeichnete sich dieser Film durch eine überlegte Farbdramaturgie aus (in der Malerei war ja Blau-grün die Farbe des Verhängnisses, daher waren die Gesichter der Alten meist blau-grün beleuchtet). Es handelte sich bei dem Film um die Legende der Alten, die zu schwach zum Arbeiten, auf den Berg Narayama mußten, um dort, nahe den Göttern, elendiglich zu verenden. Sie waren den Jungen lästig und aßen nur die karge Nahrung weg. Bemerkenswert auch hier der Einsatz der „Samisen“-Musik, ein kommentierendes Instrument, im Gegensatz zu den übrigen Werken, in denen die Begleitmusik europäischen Charakter trug. Der Darstellungsstil war stark dem Kabuki-Theater-Stil verhaftet (wildes Sich-gehen-lassen), wie auch die Dekorationen Theaterdekors ähnelten. Die weich ineinander überfließenden Farbübergänge wechselten mit abruptem Szenenabbrechen.

Etwas moderner im Stil war „Muhomatsu, der Rikschamann“, der von einem Mann und seiner unerfüllten Liebe zu einer Witwe und deren Sohn erzählte, beide genannte Filme könnte man als Legenden bezeichnen, daneben standen ein Zeichentrickfilm, vor allem in den menschlichen Figuren dem Stil Disneys nahekommend, in der Farbgebung des Hintergrundes von außerordentlichem eigenständigem Reiz, buddhistischer Malerei ähnelnd. Modern im Stil, europäisch beeinflusst waren „Jugend“ und „Es begann als Spiel“, der erste Pubertätsprobleme zwischen einem Studenten und einem Mädchen taktvoll behandelnd (soziale Gegensätze wurden nur sehr zart angedeutet), der zweite ein „Halbstarkenfilm“, als realistischer Reißer aufgezogen, von Jugendlichen, deren Spiel um Geld in einem Radrennwetttbüro zum Betrug ausartet und zu Verbrechen führt (kriminalistischer Alltagsfilm).

Filmnovellen könnte man „Kinder und Schwalben“ und „Kinder am Fluß“ nennen, zwei ideale Kinderfilme, die aber auch Erwachsene mit Gewinn sehen konnten. Im ersten beschäftigten sich Schulkinder mit dem Leben der Schwalben, im zweiten hilft eine Kriegerwitwe mit ihrem kleinen Sohn bei der Feldarbeit. Die Eingliederung des Kleinen in die Gemeinschaft der anderen behandelt der Film in poetischer Weise, selten sah man sicherere lyrische Töne im Film angeschlagen (das Gesicht in Großaufnahme, mehr als Worte ausdrückend), japanischen „Haiku“ vergleichbar. „Unteres Stadtviertel“ zählt auch noch zu den Filmnovellen, erzählt von einer Teeverkäuferin und ihrem Jungen, die einen Mann kennen und lieben lernt, der am Schluß verunglückt. Das ist fast neo-realistisch erzählt, ganz nüchtern. Standen diese Filme auf einem sehr hohen Niveau, so läßt sich leider nicht das gleiche von den zwei gezeigten Dokumentarfilmen („Perlenzucht“, „Horuyitempel“) sagen, die ein geschwätziger Kommentar trotz ausgezeichnete Bilder, erdrückte.

Der Einblick in eine fremde Welt war sehr aufschlußreich und sei mit einer ebenso höflichen und vielsagenden Geste bedankt, wie sich die anwesenden japanischen Filmdarstellerinnen vorstellten und bedankten.

Ludwig Meidner fünfundsiebzig

Wenn man Ludwig Meidner in seinem jetzigen Atelier in Marxheim bei Hofheim im Taunus besucht, dann wird man nicht nur in die frühen Jahre des Expressionismus zurückversetzt, es ist vor allem die Lebendigkeit Meidners, die einem die Fünfundsiebzig kaum glauben läßt.

Meidner, am 18. April 1884 in Bernstadt in Schlesien geboren, lebte viele Jahre in Breslau, Paris, Berlin, Dresden und Aschaffenburg. Er ist einer der wesentlichen Exponenten der expressionistischen Zeit, auch wenn er in mancher Tagesdiskussion nicht so erwähnt wird, wie es aufgrund seines Werkes unbedingt sein müßte. Gottfried Benn und Karl Otten nahmen in den letzten Jahren in ihre Sammlungen der Lyrik und der Prosa des Expressionistischen Jahrzehnts Arbeiten Meidners auf. Wie viele bedeutende Menschen hat er es jedoch nicht verstanden und vor allem auch nicht nötig gehabt, sich in Szene zu setzen: er war mehr ablehnend allem lauten Geschrei gegenüber, aufdringliche Besucher hat er nie geschätzt.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß er, der Zeichnerdichter der „Aktion“, einer ganzen Zeit den bildnerischen Ausdruck gab. Der Kraft und der Überzeugung dieser Aussage, wie sie sich vornehmlich in den eruptiven Bildern und Zeichnungen seiner expressionistischen Periode, den Verbänden „Im Nacken das Sternenmeer“ (1918) und „Septemberschrei — Hymnen, Gebete, Lästerungen“ (1920) und in seinen Zeichnungen in der „Jungen Kunst“ zeigt, kann sich niemand entziehen. Mitten im Aufbruch einer jungen revolutionären Generation groß geworden, hat er die meisten seiner Weggenossen aufs eindringlichste porträtiert, so Pinthus, van Hoddis, den zu früh gefallenen Freund Ernst Wilhelm Lotz, Werfel, Wolfenstein, Max Herrmann, Schickele, Oberdada Baader, Mynona u. v. a. Mit Ausbruch des Dritten Reiches ging diese bewegte Zeit der deutschen Literatur zu Ende. Meidner, von jüdischer Abkunft, war gefährdet: 1938 emigrierte er nach London. Erst 1952 kam er aus dem Exil zurück, nach einer kurzen Zeit in Frankfurt am Main lebt er heute im Taunus. Wer das Werk des Malers Ludwig Meidner aus seiner nachexpressionistischen und vor allem auch das seiner Londoner Zeit kennt, kann nur hoffen, daß es entdeckt und der Öffentlichkeit erschlossen wird. Meidner ist bis heute der große Sucher geblieben, der er schon früher war — fern jeder Schablone und Konsumkunst.

André Siegfried †

Nicht nur Frankreich, sondern die gesamte freie Welt ist durch das Hinscheiden eines hervorragenden Mannes ärmer geworden. *André Siegfried* stammte aus einer protestantischen elsässischen Familie, die

nach 1871 aus dem deutsch gewordenen Elsaß ausgewandert und in Frankreich ihre wahre Heimat gefunden hat. André Siegfried ist geboren am 30. 4. 1875 in Le Havre, wo sein Vater Maire war. Der junge André gelangte sehr bald zu europäischem und Weltruhm durch seine wesentlichen und wichtigen Veröffentlichungen. Seit 1944 war er Mitglied der Académie Française. Er war ausgezeichnet durch die berühmte französische *clarté*. Weltoffen, hat er während seines Lebens viele Länder besucht und aus seinen Reisen wichtige Erkenntnisse gezogen. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen seien nur genannt seine Bücher über England, die USA, über Kanada und die Schweiz sowie „L' Ame des Peuples“. Unvergänglich bleibt seine Arbeit an der Ecole des sciences politiques, er hat die politische Wissenschaft in einen hohen Rang gehoben.

Als letzte Gabe kam jetzt sein in die deutsche Sprache übersetztes Buch „*Frankreichs Vierte Republik*“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 268 S. DM 15,80) zu uns, ein Buch, das in jeder Hinsicht geeignet ist, die politischen Vorgänge in Frankreich, behandelt von einem überlegenen Standpunkt, verständlich zu machen.

André Siegfried liebte Frankreich, aber war kein Chauvinist. Aus seiner menschlichen Substanz heraus brachte er tiefes Verständnis für die Eigenarten und die Nöte anderer Völker auf. Er hat bei der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland an wichtiger Stelle, nicht zuletzt auch durch seine regelmäßige Mitarbeit an „Le Figaro“ Wesentliches geleistet, und seine echte humanistische Menschlichkeit hat ihm in Deutschland viele Freunde gewonnen. Unvergesslich bleibt uns seine Rede 1958 bei der Zehnjahresfeier des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg. Mit den Franzosen beklagen wir den Heimgang eines großen Schriftstellers und eines noblen, liebenswürdigen und liebenswerten Menschen.

Abschied von Kassner

„Mit allen Augen sieht die Kreatur das Offene . . .“ So beginnt Rilkes achte Duineser Elegie, die Rudolf Kassner gewidmet ist. Mit Rilke, Hofmannsthal, mit Borchardt ist der Name des großen Essayisten verknüpft, der jetzt 86jährig von uns ging. Aber diese Verbindung ist nur eine frühe. In einer Weise ragt er, der lebenslang Kranke weit über die früher Verstorbenen hinein in eine Zeit, die den Gefährten der frühen Jahre doch sehr fremd gewesen wäre.

Rilkes Wort erinnert daran, daß Kassners Leidenschaft das Sehen gewesen ist: das Zusammensehen von Idee und Form, von Werk und Mensch. Ein immerwährendes Drama, ein korrespondierendes Miteinander spielt sich in seinen Werken ab. Kassner einen Mystiker zu nennen, wäre nur die halbe Wahrheit: „Zahl und Gesicht“ (1919) und schon „Moral der Musik“ (1903) waren und sind harte Zugriffe der Kritik, wie überhaupt dieses Leben, das in Mähren begann und im Spital von

Siders endete, ein zupackendes und zugleich kontemplatives gewesen ist.

Man hat Kassner oft allein in der Reihe der nach asiatischer Gelassenheit und Weisheit strebenden Europäer gesehen. Gewiß stand er dort wie Scheler und andere stets auf der Suche; aber erschöpft hat ihn diese Stellung nicht. Er war ein Reisender, ein Weltmann, und er war ein springlebendiger Erzähler, dem alle Mittel der Sprache zur Verfügung standen. Er verfuhr hart mit ihr. Er protestierte gegen ihren Mißbrauch, er bildete sie unermüdlich fort.

Jetzt hat man ihn begraben. Europa ist um einen Mann ärmer geworden, der Maßstäbe setzte und es mit den eigenen Maßstäben ernst nahm.

HYMNE

Unter dem Blätterzelt,
Wenn die Rotbuche blüht:
Grausame Schönheit der Welt,
Die nie verglüht!

Was daherweht im Wind,
Unheil oder Heil,
Auch was vergeht und verrinnt
Bleibt doch ein Teil.

Wenn die Kastanienkerzen
Steil auf den Zweigen stehn,
Sind sie wie aufrechte Herzen,
Die nie untergehn.

Hauch unsichtbarer Güte!
Geist, der sich ausgegossen!
In jeder zarten Blüte
Liegt eine Welt beschlossen.

Eric Singer

Zehn Jahre Bonner Grundgesetz

Der Scharfrechtsstaat – eine Hypothese?

Der Parlamentarische Rat, der vor zehn Jahren das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland erarbeitete, wollte den sozialen Rechtsstaat. Neben die Forderungen nach Freiheit und Gleichheit trat im Verfassungswerk die nach Brüderlichkeit, nach dem Geist des Ausgleiches, ohne den politisches Zusammenleben unmöglich ist. Der Staat war, wie jeder menschliche Zusammenschluß, aufs Verhandeln anzulegen, darauf, daß der Bürger durch die Staatsmacht geschützt werde, und daß er sie schütze. Nach zwölf Jahren einseitiger Pöbelherrschaft schien es geraten, den Formen des Ausgleiches besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Parteien wurden als institutionelle Mittel der Willensbildung ausdrücklich anerkannt. Im Ganzen gesehen war dies ein Fortschritt gegenüber jener anderen verfassungsgebenden Versammlung, die dreißig Jahre früher in Weimar getagt hatte. Dort hatten selbst so hervorragende Männer wie Max Weber und Hugo Preuss noch größten Wert auf einen überparteilichen Ausdruck des Staates gelegt und dabei dem Reichspräsidenten jene starke Stellung eingeräumt, aus der die des Ersatzkaisers und des „Führers“ werden konnte. Der Herrschaftsgedanke war dem Genossenschaftsgedanken gegenüber im Vorrang. Statt der Brüderlichkeit sollte die Obrigkeit über den Parteien die Gegensätze ausgleichen. Das vermochte sie nicht, und so wurde auch nichts aus der ganzen Geschichte.

Die falsche Konstruktion von Weimar hat nicht wenig dazu beigetragen, daß der mittlere, der menschliche Weg des Kompromisses widerstreitender Interessen unbegebar wurde. Die beiden Extreme, Präsidialregierung und Pöbelherrschaft, wurden nacheinander praktiziert. Das erste überlieferte das Parteiwesen der Lächerlichkeit, das zweite vertilgte es. Und doch behielt der Parteienstaat schließlich Recht. Hitlers autoritärer Rückfall konnte nur kurze Zeit darüber hinwegtäuschen, daß Kompromißlösungen dauerhafter sind als Gewaltmaßnahmen. Gewalttaten lösen keine Probleme, sie schaffen nur neue. Umso dringender müssen wir heute, nachdem wir aus jener Sackgasse glücklich herausgefunden haben, fragen, wie es denn mit dem Geist des Miteinander, den die Verfassung will, stehe.

I

Montesquieu, dessen Lehre der Gewaltenteilung häufig zur Prüfung parlamentarischer Verfassungen beschworen wird, hat neben die Teilung das Prinzip der gegenseitigen Durchdringung, der gegenseitigen Kon-

trolle gestellt. Jeder sieht beim anderen nach dem Rechten, weil auf die Selbstkontrolle kein Verlaß ist. Alle aber bindet das Recht. Das Recht ist eine Abstraktion. Justitia hat die Augen verbunden. Sie urteilt ohne Ansehen der Person. Aber das Recht kommt nicht vom Himmel; es ist von den Menschen gesetzt, und Menschen verhelfen dem Gesetz zur Wirklichkeit. Daraus folgt, daß auch im Rechtsstaat das Recht politisches Recht ist. Es unterliegt allen Gefahren, denen das Leben im Staat ausgesetzt ist, und wie sich durch mangelnde Vorsicht das innerstaatliche Gleichgewicht zugunsten bestimmter Gruppen verschieben kann, so kann auch das Recht durch einseitige Interpretation seinen vermittelnden Charakter einbüßen. Selbst die Hüter der Verfassung, das oberste Gericht, können solchen Verschiebungen zum Opfer fallen. Damit wäre freilich die letzte Sicherung des Staates durchgebrannt, wie es ja in der Rechtsprechung des Reichsgerichtes geschah. Wir müssen heute mit Gewißheit annehmen, daß die erste Republik unter der nationalistischen Gesinnung ihrer Justiz nicht weniger gelitten hat als unter den Angriffen aktivistischer Haufen, die sich für die Stimme des Volkes ausgaben. Für die Bundesrepublik sind diese Gefahren heutzutage geringer als damals; aber keineswegs gebannt. Eine Unzahl von Richtern, an deren Wiederverwendung 1949 niemand mehr geglaubt hätte, sind inzwischen in ihre Ämter zurückgekehrt. Wir mußten in einzelnen Fällen erfahren, daß sich in dieser Zunft ein gewisses Spießgesellentum breitmacht. Wo streng nach dem Wortlaut des Gesetzes geurteilt wird, läßt doch oft genug die Tonart zu wünschen übrig. Der forsche Richter oder Staatsanwalt, der es für richtig hält, Angeklagte, Anwälte und Publikum erst einmal anzuschreien, wie er es als Reserveoffizier gelernt hat, ist wieder da. Der Geist der Einschüchterung ist aber noch nie ein guter Ratgeber gewesen, und es ist als Symptom höchst bedenklich, daß diesem Gesichtspunkt wenig oder gar keine Aufmerksamkeit zuteil wird. Wo die Schärfe im Verfahren die Rechtsfindung belastet, fehlt nur ein Schritt zur Bagatellisierung des Rechts. Ob er getan wird oder nicht, ändert indessen nichts daran, daß die scharfe Tonart nicht das Bild richterlicher Weisheit in den Herzen der Bürger aufrichtet, sondern das der Gewalt; und das genügt schon, um die verfassungsmäßige Forderung nach Brüderlichkeit auszuhöhlen. In dem Ruf nach Wiedereinführung der Todesstrafe, dem Verlangen nach dem Scharfrichter, äußert sich etwas von diesen Zusammenhängen, denn natürlich geschieht auch hier nichts nur auf einseitige Veranlassung. Der verfassungswidrige Entwurf eines „Ehrenschutzgesetzes“ (vgl. DR 12/58), die Rückkehr gewisser „Rechtslehrer“ an die Universitäten, denen nun der juristische Nachwuchs ausgeliefert ist, sind andere Signale für die Wendung vom Rechtsstaat zum Scharfrechtsstaat. Viel Vertrauen können sie nicht erwecken. Es wird nötig sein, das Verlorene mit *den* Mitteln des Rechtsstaates zurückzugewinnen, die selbst Freisler den deutschen Juden erst 1942 entzogen hat: Berufung, Revision und Beschwerde.

Steht es mit der richterlichen Gewalt so, dann kann es mit der gesetzgebenden nicht viel besser sein. Hier hat dank einer streckenweise vorzüglichen Politik, die jeden Vergleich mit Weimar ausschließt, die große bürgerliche Mittelpartei mit rechten Dingen eine Position gewonnen, die ihr im Parlament die absolute Mehrheit sichert. Große Majoritäten haben das natürliche Bestreben, zu bleiben, was sie sind. In der Regel haben sie auch die Mittel dazu: Sie können in der einen oder anderen Weise den Apparat des Staates ihren Zwecken dienstbar machen. Sie verteilen Ämter, Gratifikationen, Meinungen, und fast unmöglich ist es, noch zu unterscheiden, was im Staat allgemeines und was ihr partielles Interesse ist. Die CDU/CSU verhält sich nicht anders als in der selben Situation sich SPD, FDP oder Deutsche Reichspartei verhalten würden. Aber gerade deswegen ist es Bürgers Pflicht, darauf zu achten, daß die Chance des Wechsels erhalten bleibt. Denn nur sie unterscheidet den Rechtsstaat vom Unrechtsstaat. Wie die Verschleppung des Parteifinanzierungsgesetzes (vgl. DR 12/58), Gleichschaltungstendenzen im Nachrichtenwesen, die Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens und andere bedauerliche Ereignisse zeigen, gewinnt auch in unserer Regierungspartei das Beharrungsbestreben allmählich die Oberhand über die ursprünglichen Zielsetzungen und die Verantwortlichkeit gegenüber dem Ganzen. Trägheit und Unduldsamkeit sind Geschwister. Auch eine Wählerschaft, die keine Experimente wünscht, hat doch Anspruch auf Tätigkeit. Sie kann ihn freilich nur durchsetzen, indem sie ihr Mandat anderweitig vergibt. Sie dazu zu bringen, ist Sache der legalen Opposition; aber deren Aussichten werden geringer, je länger sich eine Amtsperiode ausdehnt. Sie gerät nicht nur wegen der Indoktrination der Bevölkerung durch die herrschende Partei in den Verdacht, illusionistisch zu sein, sondern auch durch die Erstarrung des Systems selber. Nachdem sie ein Jahrzehnt und mehr von der Macht ausgeschlossen ist, fallen eventuelle Mißerfolge der Regierung nicht unbedingt ihr zu, die selber als erfolglos gilt, sondern eher einer dritten Partei, die mit den beiden bisherigen Kontrahenten nichts oder nur wenig zu tun hat. Wo die im parlamentarischen Spiel vorgesehenen Brücken zwischen Regierung und Opposition abgebrochen werden, geraten beide in Mißkredit. Ohne Zweifel besteht diese Gefahr in der Bundesrepublik. Wem die Früchte eines solchen Unglückes zufließen, kann angesichts der hoffnungslosen Wiedervereinigungspolitik nicht zweifelhaft sein. Die deutsche Gefahr ist ja nicht die, daß im Zeichen des Wirtschaftswunders auch die radikalen Nationalisten und Faschisten wieder fett und mutig werden, sondern daß die freiheitlichen Deutschen ihren Elan und ihre Macht verlieren. Nicht daß es in Deutschland Nazi gibt, ist erstaunlich, sondern daß die Antinazi ihnen bis jetzt den Meister gezeigt haben. Wie lange noch? Auch hier bereitet sich, mit sträflicher Duldung der Demokraten, die Wendung zum Scharfrechtsstaat vor. Wo immer der

Glaube als ein staatlich geschütztes Freiheitsrecht zu einer Staatsbürgerpflicht erklärt wird, wo immer ein Bürger seine Meinung unterdrückt, weil ihn Erfahrung lehrt, daß es ihm bei seinen Vorgesetzten oder in seinem Beruf schadet, sie zu äußern, gewinnt die Sklaverei an Boden, scheitert das Grundgesetz: „Das Prinzip der Freiheit“, schrieb 1859 schon J. St. Mill, „kann nämlich nicht den Sinn haben, daß es freistehen soll, nicht frei zu sein. Es heißt nicht Freiheit, jemandem zu erlauben, sich seiner Freiheit zu entäußern.“

III

Seit dem Tode Kurt Schumachers ist deutsche, nicht bloß westdeutsche Politik untrennbar mit dem Namen Konrad Adenauers verknüpft. Der Entschluß dieses starken Mannes, aus dem Amt des Bundeskanzlers in das des Bundespräsidenten hinüberzuwechseln, hat darum auch die widersprechendsten Kommentare ausgelöst. In unserem Zusammenhang bildet das Ereignis nur das Tüpfelchen auf dem i dessen, das über die Executive zu sagen ist. Ablehnend und zustimmend war in den letzten Jahren von der Bonner „Kanzlerdemokratie“ die Rede. Adenauers „einsame Entschlüsse“ wurden oft vermerkt, und daß der Kanzler keine starken Männer um sich dulde, so hieß es, habe er mit Bismarck gemein. Er selber hat seinen Entschluß, für das Amt des Bundespräsidenten zu kandidieren, damit begründet, die Kontinuität zu wahren, das heißt, den Übergang der „Aera Adenauer“ in eine andere selber zu kontrollieren. Gesundheitsrücksichten, das nahe Ende der Ägide Dulles in den USA, Bewegungen in der Partei mögen den Entschluß mitbestimmt haben. Noch wissen wir es nicht. Ein Urteil über die Richtigkeit des Abschieds vom Palais Schaumburg zu fällen, ist schwierig. Bismarcks Zeitgenossen waren entsetzt über seine Entlassung, heute weiß jeder Schulbub, daß der starre alte Mann viel zu spät weggeschickt wurde. So täuscht man sich leicht. Wenig Zweifel kann es aber darüber geben, daß die Verfassung, sollte Adenauer ins Präsidentenpalais ziehen, einer schweren Belastungsprobe entgegengeht. Theodor Heuss hat das Verdienst, das Amt des Bundespräsidenten mit einer Aura von würdiger Gelehrtheit überzogen zu haben. Sie machte etwas von dem Verlangen nach politischer Sittlichkeit sichtbar, nach Humanität, das uns nach dem verbrecherischen Jahrzwölft zu uns selber finden ließ. Er repräsentierte damit, was Regierung und Opposition verband und zum Teil auch heute noch verbindet. Er half der Jugend und verwies auf die Existenzgrundlage des Staates, die außerhalb des Ost-West-Konfliktes liegt, der sein äußerer Anlaß war. Dr. Adenauer fehlt diese Verbindlichkeit. Er ist zweifellos ein anderer Politiker als Heuss, und was er dem Amt abgewinnen wird, wird auf tagespolitischem Gebiet liegen. Er hat zu verstehen gegeben, daß er sich mit den gesetzlichen Möglichkeiten beschäftigen will, die der Bundespräsident als Mitinhaber der auswärtigen Gewalt hat. Die nur langsam schwindende Auto-

rität Adenauers in seiner Partei, die Amtsaufgabe des Präsidenten, den Bundeskanzler zu ernennen, und das, was man „Clubseleinfüsse“ nennt, werden weitere Faktoren seiner Macht sein. Er wird sie meisterhaft ausüben, wie bisher; aber die Frage lautet, ob nicht aus der Kanzler- eine parteiische Präsidialdemokratie werde, was die bisherigen großen Vorzüge des BGG in ihr Gegenteil verkehren würde.

Als Adenauer Kanzler wurde, konnte niemand die Entwicklung ahnen, die er mitbestimmen würde. Wird er Präsident, kann man es ebensowenig. In der Politik gilt das negative Gebot: Du sollst nicht . . . Als politischer Schriftsteller soll man nicht Prophet spielen. Zu sagen wäre bloß, daß auch ein Präsident Adenauer seinen Nachfolger im Kanzleramt nicht voll kontrollieren kann. Wenn selbst die Gefühle bleiben, so ändern sich doch die Ideen. Kontinuität macht nicht einer allein, auch nicht mit Gewalt. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß in restaurativen Zeitläuften die Macht im Staate allmählich von der Mitte über die gemäßigte Rechte an die Rechtsradikalen übergeht. So wird aus dem Rechtsstaat der Scharrechtsstaat. Die Opposition schlägt folgerichtig den entgegengesetzten Weg ein. Nach zehn Jahren Bonner Grundgesetz können wir nichts anderes feststellen. Die regierende Mitte setzt sich mehr und mehr von der ihr anfangs verbündeten Linken ab und verfängt sich in der Rechten. Ist es diese kontinuierliche Verfilzung der Republik, die gesichert werden soll?

IV

Gewiß dachte der Bundeskanzler daran nicht, als er sagte: „Die Stellung, die Aufgabe und die Arbeit des Bundespräsidenten *wird* in der deutschen und damit auch in der internationalen Öffentlichkeit *zu gering eingeschätzt*. Sie ist viel *größer*, als man schlechthin glaubt“. Adenauers erste Kandidatenansprache war eine außenpolitische Rede und gewiß nicht seine beste. Der Ausfall gegen England offenbarte überdies, wie schwierig es geworden ist, der eng-europäischen Konzeption der Adenauerschen Außenpolitik die Kontinuität zu sichern. Es scheint, daß gerade hier eine Wendung sich anbahnt, gegen die jeder Wille zur Stetigkeit versagen muß. Vor etlichen Wochen schon beschwor A. J. P. Taylor im „Sunday Express“ das gemeinsame britisch-russische Sicherheitsbedürfnis gegen eine zu üppige deutsche Restauration: „Mr. Chruschtschow hätte den Weg zu einem festen und dauerhaften Frieden einschlagen können. Er hat diese Führungsaufgabe nicht angenommen. Umso größer ist die Möglichkeit für unsere Staatsmänner. Laßt uns die deutsche Frage auf die einzig ziemliche Weise lösen. Am besten für die Russen, am besten für uns, am besten sogar für die Deutschen. Das ist, durch ein freies Deutschland, friedlich und geeinigt, aber ohne Waffen. Eine wirkliche Lösung. Und gerade um die Ecke zu haben.“ — Dieses Interesse ist legitim. Europa braucht Frieden in seiner Mitte, und am notwendigsten braucht ihn das deutsche Volk.

Wenn über die Notwendigkeit eines friedlichen Mitteleuropa Einigkeit besteht, muß man aber auch erinnern, um welchen Preis dieser Frieden zu haben ist. Taylors Vorschlag ist *zu* schön! Der westdeutsche (und damit der gesamtdeutsche) Wiederaufstieg begann mit der Einbeziehung Westdeutschlands in das Brüsseler Paktsystem, das eigentlich vor Deutschland schützen sollte. Die Existenz einer aggressiven faschistischen Macht in Rußland und in der Sowjetzone, die fälschlicherweise noch immer für „linksstehend“ gilt, verband Deutschland dem Westen so intensiv wie seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht mehr. Die Gefahr des Kommunismus in Rußland stärkte aber zugleich die rechtsradikalen Elemente im Westen. Extreme fördern sich gegenseitig auf Kosten des Zentrums. Mit der Remilitarisierung der beiden deutschen Staatsgebilde erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt. Der Umschlag ließ nicht auf sich warten. Adenauer, der eingefleischte Zivilist, den unsere Alliierten um Europas Willen zur Aufrüstung trieben, steht nun gerade durch diese Aufrüstung einer veränderten Situation gegenüber. Größere wirtschaftliche und militärische Macht in Deutschland gibt nicht nur dem sowjetischen Bestreben, seine Eroberungen aus dem Hitlerkrieg zu halten, Nahrung, sie läßt auch die ideologischen Gegensätze zwischen Ost- und Westeuropa zurücktreten. Das Gleichgewichtssystem kommt wieder zu bescheidenen Ehren.

Das bedeutet aber, daß wir auch außenpolitisch an einen Wendepunkt gelangen. Der große Krieg brach aus, als Hitler Europa aus der Balance brachte und damit den alten Traum aller deutschen Nationalisten realisierte. Dem radikalen Aufstand folgte die radikale Niederlage. Nach einer Erholungszeit, in der es zeitweise so aussehen konnte, als seien die Verlierer die eigentlichen Profiteure des Zweiten Weltkrieges, wird uns heute die Rechnung präsentiert. Die Welt will ihren Frieden haben, und die Sowjets werden die Eroberungen, die ihnen im Verlauf eines Verteidigungskrieges gelungen sind, nicht herausgeben. Ist das so erstaunlich? „Wenn wir einer Wiedervereinigung Deutschlands auf kapitalistischer Grundlage zustimmen würden“, erklärte Chruschtschow in Leipzig, „so würde ein solches Verhalten, Genossen, uns Arbeiter in den Augen der künftigen Generation entehren. Man würde von uns sagen: ‚Unsere Großväter und unsere Väter haben also, geblendet durch nationalistische Anschauungen, jedes Klassengefühl verloren; sie haben aufgehört, die Interessen ihrer Klasse zu verteidigen und haben sich mit der Liquidierung der sozialistischen Errungenschaften abgefunden‘. — Können wir etwa so handeln? Natürlich nicht!“.

Wenn diese grobe Skizze stimmt, so müssen wir uns dazu bequemen, die Unerbittlichkeit Chruschtschows in der Wiedervereinigungsfrage und in der Oder-Neiße-Kalamität endlich ernst zu nehmen und sie nicht länger für einen kommunistischen Trick zu halten. Das heißt kaum, „vor der Geschichte zu kapitulieren“, wohl aber, sie nicht zu ignorieren und sie fortzubilden. Das „Alles oder nichts“ ist verwerflich.

Wege zur Republik

Südafrikanischer Bericht

I

Mit einiger Verspätung stellte Dr. H. F. Verwoerd, gegenwärtiger Ministerpräsident der Union von Südafrika, sein neues erweitertes Kabinett vor. Bekanntlich erfolgte seine eigene Wahl zum Parteiführer und Regierungschef innerhalb der Nationalistischen Partei mit einigen Schwierigkeiten und erst, nachdem der radikale Flügel mit 98 Stimmen die 75 Anhänger der mehr konservativ gesinnten Minderheit überrunden konnte. Der aussichtsreichste Kandidat im Parteiplenum gegen den jetzigen Ministerpräsidenten war der Finanzminister Dr. T. E. Dönges, daneben haben Justizminister C. R. Swart, sowie Eric H. Louw, der für die auswärtigen Angelegenheiten verantwortlich ist und der Verteidigungsminister F. C. Erasmus ihre alten Ämter wieder übernommen. Neu hinzugekommen ist für das Ministerium Wirtschaft und Bergbau der ambitionierte Dr. N. Dietrichs, bisheriger Anhänger totalitärer Ideen und als Minister für das Post- und Gesundheitswesen Dr. Albert Herzog (Sohn des früheren südafrikanischen Staatsmannes), ein bekannter nationalistischer Extremist und aktiver Gegner der demokratischen Gewerkschaftsbewegung. Da alle entscheidenden politischen Fragen in Südafrika immer darauf hinzielen, auf welche Weise das „Schwarzenproblem“ eines Tages zu lösen ist, scheint der bisherige Minister für Eingeborenenfragen Dr. Verwoerd, diesem Gebiet weiter seine besondere Aufmerksamkeit widmen zu wollen. Hier sind gleich zwei Ministerien geschaffen worden: einmal für „Bantuverwaltung und Entwicklung“ und ein spezielles für „Bantu-Erziehung“. Auch völlig neu und ungewöhnlich ist die Ernennung von vier Staatssekretären (Deputy Minister) für die einzelnen Ressorts, die somit ein Anwachsen der Staatsmaschine und eine Überraschung für die Steuerzahler darstellen. Erwähnenswert wäre noch, daß die neugeschaffenen Positionen von ausgesprochenen Anhängern der Apartheid besetzt worden sind, gleichzeitig Parteigänger eines nationalistischen Afrikanertums und für die kompromißlose weiße Vorherrschaft.

Es ist kein Wunder, wenn nach einem zehnjährigen, innenpolitisch geführten Krieg, diesen Verfechtern einer weißen Afrikanerrepublik und der absoluten Rassentrennung von der oppositionellen Presse und ihren Parteien großes Mißtrauen entgegengebracht wird. Bisher als unerbittlicher Rassendogmatiker und fanatischer Parteipolitiker bekannt, beeilt sich heute Dr. Verwoerd — wie ein Parlamentsjournalist bemerkt — mit „gefährlichem Charm“ die Bedenken gegen seine Person und seine Politik zu zerstreuen. Auf einer Versammlung in Heidelberg,

einem an der Bahnstrecke nach Natal gelegenen kleinen Städtchen, das er im Parlament vertritt, stellte er sich seinen Wählern nunmehr als ein Freund westlicher Zivilisation und Demokratie vor. Südafrika — so versichert er — tritt in eine neue Periode seiner Geschichte ein und wird sich zu einer Republik bekennen, die gleich den neuen afrikanischen Staaten frei und unabhängig sein wird. Auch würde die Errichtung der Republik nicht aus Motiven der Revanche über die einstige Niederlage im Krieg mit England entspringen, sondern liegt in einer gemeinsamen Zukunft begründet und Dr. Verwoerd verspricht der englisch-sprechenden Bevölkerung des Landes, ihre Rechte und Einrichtungen unangetastet zu lassen, wie überhaupt jeder Bürger in diesem utopisch anmutenden Zukunftsstaat in harmonischem Zusammenleben seine wirtschaftlichen und kulturellen Interessen entwickeln könne. —

II

Unvergesslich lebt in der Erinnerung der afrikaanisch sprechenden weißen Bevölkerung in Südafrika der letzte Präsident der früheren Burenrepublik Transvaal, die ehrwürdige Gestalt Paul Krügers fort. Viermal zu diesem Staatsamt gewählt, also fast zwei Jahrzehnte regierte dieser schlaue und mißtrauische, aber bibelfeste alte Mann von 1883 bis zum kriegesischen Konflikt mit England diesen damals von den großen Straßen der Welt entlegenen Bauernstaat, bis plötzlich Transvaal, durch die großen Goldfunde um Johannesburg hervorgehoben, zum Brennpunkt der rivalisierenden Politik der europäischen Großmächte wurde. Noch heute ist in einer Straße Pretorias Ohm Krügers bescheidenes Farmhaus zu besichtigen, auf dessen Terrasse er in altväterlicher Weise jeden Besucher empfangt und die in ein kleines Museum verwandelten Räume wirken, als hätte er sie erst kürzlich verlassen. Als die anrückenden englischen Truppen überraschend schnell die Hauptstadt besetzten, mußte er flüchten und starb 1904 im Schweizer Exil.

Bei den Wahlen im April 1958 konnte die Regierungspartei mit 103 Abgeordneten in das Parlament zurückkehren, während die Opposition heute nur 53 Sitze zählt. Neben der Politik der ‚Apartheid‘, die vorsieht, auch eines Tages die territoriale Trennung von Schwarz und Weiß durchzuführen, ist die Etablierung der Republik zur wichtigsten Forderung der Nationalistischen Partei geworden. So wurde der alljährlich begangene Krügertag am vergangenen 10. Oktober zu einer feierlichen Ankündigung, die republikanische Staatsform baldigst durchzuführen.

Bereits um die Jahrhundertwende waren die politischen Ideale Paul Krügers zweifelhaft und brüchig geworden. Eine industrielle Umwandlung des Landes kündigte sich an, die gleichzeitig eine stärkere europäische Einwanderung mit sich brachte. Die neuen Eisenbahnlinien verbanden die im bisher menschenleeren Raum Südafrikas isoliert dahinglebenden Länder und Provinzen, das Land rückte zu einer staatlichen Einheit zusammen.

Als im Jahre 1910 die „Union von Südafrika“ sich konstituierte — den beiden europäischen Bevölkerungsteilen, Engländer und Buren die gleichen staatsrechtlichen Rechte gab — erkannten die damals führenden Generale Louis Botha und Jan C. Smuts als einsichtige Politiker die Chance, im Rahmen der ‚British Commonwealth‘ ihr geschlagenes Volk an der neuen politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes teilnehmen zu lassen und somit sich auch ihre kulturelle Tradition und eigene Sprache zu bewahren. Aber darüber hinaus sollte eine neue — die südafrikanische Nation entstehen.

III

Jedoch zeigt der Verlauf der nun über vierzigjährigen Geschichte der Union die Problematik dieser Konzeption. Während die mehr englisch sprechende „Vereinigte Partei“, eine nach britischem Vorbild funktionierende Demokratie anstrebte, wie sie schon in der früheren Kapkolonie ausgeübt wurde, führen die politischen Vorstellungen der Nationalen Partei zu den Wurzeln der einparteilich regierten alten Transvaalrepublik zurück. Gleichzeitig haben faschistische und deutsche Beispiele trotz ihrer katastrophalen Ergebnisse dazu beigetragen, die Ideen des Einpartei-Staates bei den Nationalisten populär zu machen. Während des Krieges veröffentlichten sie den Verfassungsentwurf einer „Christlich-Nationalen-Afrikanerrepublik“, die nach dem Sieg der Achsenmächte errichtet werden sollte. Häufig wird von nationalistischer Seite behauptet, daß die „Britische parlamentarische Demokratie“ dem weißen Afrikaner wesensfremd ist. Trotzdem sind in der südafrikanischen Politik eine Reihe sehr begabter nationalistischer Parlamentarier hervorgetreten. Aber besteht schon zwischen den Europäern keine gemeinsame Sprache und Kultur, so macht die Ausschaltung der Eingeborenen vom politischen Leben die Demokratie wirkungslos, wenn ihre Einrichtungen nicht darauf hinzielen, die Emanzipation der schwarzen Bevölkerung in ihr System einzubeziehen. In diesem Land der Kontraste ist dies zweifelsohne der brennendste Gegensatz. Heute ist die aus früheren Kolonien hervorgegangene „Union“ selbst zur Kolonialmacht geworden, aber ihre Besitzungen liegen nicht in Übersee, sondern im eigenen Land. Sie zwingt die Eroberer mit den Besiegten täglich zusammenzuleben. Während fast in allen Teilen Afrikas heute die Eingeborenen zur Selbstverwaltung angehalten werden und auf den europäischen und amerikanischen Universitäten eine schwarze Elite sich vorbereitet, die ökonomischen und politischen Geschäfte ihrer Länder selbst zu übernehmen, ist es für den weißen Südafrikaner — seit Generationen in Südafrika lebend — unmöglich geworden, in einem solchen Falle diesen Erdteil zu verlassen. Südafrika mit seinen mehr als drei Millionen zählenden Europäern erscheint ihm als letzter Außenposten westlicher Zivilisation. Es käme jetzt darauf an, die schnell steigende, zahlenmäßig überwiegende farbige Bevölkerung in Schach zu halten. Diese Gefahr hat den

weißen Nationalismus verstärkt hervorgerufen, er glaubt sie durch ‚Apartheid‘ bannen zu können.

IV

In den letzten Monaten haben in einigen größeren Städten des Landes Versammlungen und Konferenzen stattgefunden, die gemeinsam von Europäern und schwarzen Afrikanern besucht wurden und die alle Albert Luthuli zum Hauptredner hatten. Immer wieder erklärte der frühere Zuluhäuptling, seit 1952 führender Präsident des Afrikanischen National-Kongresses, daß die schwarze Bevölkerung des Landes nichts anderes fordere, als mit den übrigen Südafrikanern dieselben bürgerlichen Rechte und Pflichten zu teilen. Er glaube, daß es noch heute möglich ist — wenn Schwarz und Weiß sich verständigen würden —, in Südafrika eine demokratische Regierungsform zu errichten, die allen Rassen die Möglichkeit ihrer Entwicklung garantiert; gerade die Nicht-europäer würden eine Gesellschaftsordnung und einen Staat anerkennen, wo christliche und humane Ideen vorherrschend wären.

Lange hat es gedauert, bis dieser heute 60jährige Mann mit dem großen grauhaarigen Schädel zur Politik kam. Seine Jugend verbrachte er, selbst Abkömmling einer bekannten Häuptlingsfamilie, auf einer der Missionsschulen, die häufig abseitig in den grünen Tälern des Zululandes der Natalprovinz liegen. Seit dieser Zeit haben aristokratische Herkunft und gläubiges Christentum sein Leben geformt und bestimmt. Er wurde Schullehrer für Geschichte und Literatur seines Stammes, Leiter des Kirchenchors und war ein eifriger Sportsmann. Zum Häuptling der Zulus gewählt, glaubte er, daß Traditionstreue und Christentum seinem Volke die Grundlagen geben werden, um die notwendige Erziehung zu erhalten. Zum führenden Mann des A. N. C. (African National Congress) gewählt, mußte er auf Regierungsdruck nicht nur auf die Häuptlingswürde verzichten, sondern verlor auch die einbringlichen Pfründe, die mit diesem Amt nicht zufällig verbunden sind. Sein politisches Vorbild ist der frühere englische Ministerpräsident Clemens Attlee, und wie dieser bezeichnet er sich als „Christlicher Sozialist“.

Die gegenwärtig wichtigste politische Bewegung der Eingeborenen ist der „Afrikanische National Kongress“ (A. N. C.), eine seit mehr als 45 Jahren bestehende Organisation. Eine Handvoll schwarzer Lehrer und Doktoren, Priester und Anwälte gründeten 1912 diesen ersten politischen Verband, der sich zunächst nur bescheidene Aufgaben gab: die wenigen Rechte der Eingeborenen zu schützen und sie gesetzlich zu erweitern. Der Eingeborene sollte erzogen werden, über den engen Horizont seines Stammes hinauszusehen, nicht nur Zulu oder Xhosa, Suto oder Shangane sein, sondern ein Afrikaner werden, der im Einvernehmen mit den Weißen zum Aufbau einer gemeinsamen afrikanischen Heimat beitragen sollte.

Die Geschichte dieser Bewegung ist ein getreues Spiegelbild der rück-

läufigen Entwicklung, die seit Jahrzehnten in Südafrika gegen die Schwarzen einsetzte. Je stärker ihre Bevölkerung ansteigt und in die Städte strömt, weil die größer gewordene Industrie und die zahlreichen Handelsunternehmen „black labor“ benötigten, desto mehr wurden ihre Rechte und Bewegungsfreiheit eingeschränkt.

V

Der letzte nationalistische Wahlsieg war eine deutliche Absage an die farbige Bevölkerung. Die ‚Apartheid‘ will die räumliche Scheidung der Rassen, die in reservierten Gebieten ihr eigenes, traditionsgebundenes Leben führen sollen. Diese Absicht beweist, daß die Weißen nicht mehr bereit sind, gemeinsame Lösungen herbeizuführen, die seit der Gründung der „Union“ das Ziel des African National Congress war. Unter dieser Entwicklung verwandelte sich die ursprüngliche Reformerbewegung des A. N. C. immer mehr zu einer eigenen politischen Kraft, die mit abwechselnder Taktik und Erfolg in den letzten Jahren verschiedene, meist „Passive Widerstandsbewegungen“ durchführte. Trotz aller Bemühungen ist es den kommunistischen Elementen niemals gelungen, ihren Einfluß im Kongreß durchzusetzen; weit eher ist es der schwarze Nationalismus — durch die Regierungspolitik stärker hervorgerufen — der neue Anhänger gewinnt, die sich als „Afrikanisten“ zu einer separaten Gruppe zusammengeschlossen haben. —

Der Wechsel vom monarchistischen System zur republikanischen Regierungsform in Südafrika würde aber nicht nur äußere Symbole verschwinden lassen oder durch die Wahl eines südafrikanischen Bürgers zum Staatsoberhaupt beendet sein, sondern vor allem eine weitere Einengung der einmal nach englischem Vorbild geschulten parlamentarischen Verfassung hervorgerufen und jede effektvolle Opposition, die eine weiße Alleinherrschaft ablehnen und sich gegen die autoritäre Staatspartei richten würde, auszuschalten versuchen.

Gegenwärtig zeigt die Opposition aller Schattierungen eine gemeinsame Ablehnung der Regierungsabsichten, die als verfassungswidrig und unrealistisch bezeichnet werden. Jeder Versuch, durch eine einfache Parlamentsmehrheit und Senatsbeschluß ein *fait accomplis* herbeizuführen, würde einem Staatsstreich nahekommen und unabsehbare Folgen hervorrufen.

Zweifellos erfüllt der Nationalismus mit der Errichtung der Republik sein emotionelles Wunschbild und sein politischer Triumph würde damit zu einem vorläufigen Abschluß kommen, aber gleichzeitig die Endphase der weißen Herrschaft einleiten. Ein Regime, das in der europäischen Bevölkerung nur eine Gruppe von 1 800 000 Menschen repräsentiert, während es die restliche, über 12 Millionen zählende Bevölkerung, die sich aus englisch sprechenden Weißen, den Mischlingen, den schwarzen Afrikanern und den Indern zusammensetzt, vom staatlichen Leben fernzuhalten wünscht, geht einer schwierigen und ungewissen Zukunft entgegen.

Das Todesurteil gegen Erich Koch

Halb von Neugier, halb von einer gewissen Bangigkeit erfüllt, schickte ich mich im Oktober des vergangenen Jahres an, in Warschau dem Prozeß gegen den ehemaligen Gauleiter Erich Koch beizuwohnen. Ich befand mich nicht mehr in der seelischen Verfassung, die mich im Jahre 1945 in Nürnberg beherrscht hatte, als ich die Trümmer des Dritten Reiches vor mir sah und ein ungebrochener Haß, der Wille, keine Ausnahme gelten zu lassen, und die Selbstgerechtigkeit der siegreichen guten Sache mein Denken und Fühlen bestimmt hatten.

Ich hatte in den vergangenen dreizehn Jahren einen Weg zurückgelegt, der mich auf Schritt und Tritt vor aufschlußreiche Tatsachen stellte und mich sehr bald dazu brachte, das Dogma von der Kollektivschuld fallen zu lassen und dafür den schweren Zwiespalt zu erfassen, der auf dem Soldaten lastet, den die Gehorsamspflicht zwingt, Befehle auszuführen, gegen die sein Gewissen sich sträubt. Die deutsche Tragödie in all ihrer Vielseitigkeit war mir klar geworden, das Drama des erfolglosen Widerstands und des Mordens nach dem 20. Juli 1944 hatten mich zutiefst erschüttert.

Am Vorabend des Warschauer Prozesses erinnerte ich mich, manchmal mit dem Lächeln verschwiegener Zustimmung, an jenes Wort von Arthur Schnitzler, das mich in meiner Jugend eher zum Widerspruch gereizt hatte: „Bewahre uns der Himmel vor dem Verstehen. Es nimmt unserem Zorn die Kraft, unserem Haß die Würde, unserer Rache die Lust und noch unserer Erinnerung die Seligkeit.“

Wer war der Mann, den die polnische Justiz jetzt vor ihre Schöffen stellte? Erst 1949 war er — nachdem er unter dem Namen Berger in Schleswig-Holstein untergetaucht war — verhaftet und von den britischen Besatzungsbehörden an Polen ausgeliefert worden, um gemäß den Bestimmungen des internationalen Strafrechts für Kriegsverbrecher dort abgeurteilt zu werden, wo er seine Untaten begangen hatte. Neun Jahre hatte nun dieser Koch bereits in den Gefängnissen eines kommunistisch gewordenen Landes verbracht.

Der Gedanke quälte mich, daß jene grauenhafte Methode, welche die Prozesse der Ära Stalin beherrscht hatte, mich jetzt vielleicht daran hindern könnte, die Wahrheit herauszufinden, mir darüber klar zu werden, ob das Schuldbekenntnis, das der Angeklagte sicherlich abgeben würde, um seine Richter milde zu stimmen, ehrlich gemeint oder unter Drohungen erpreßt war. Denn trotz der langen Liste seiner Missetaten, für die es keine Nachsicht geben konnte, war es immerhin denkbar,

daß dieser Mann, der ja schließlich als menschliches Wesen geboren worden war, furchtbar gelitten und seitdem das Verwerfliche der ihm zur Last gelegten Untaten begriffen und bereut hatte.

Meine Besorgnisse wegen der Prozeßführung wurden indessen schnell zerstreut. Ich könnte mir kein Land denken, in dem der Prozeß gegen den Henker einer ganzen Nation oder wenigstens gegen den Mann, den man als solchen ansieht, mit der gleichen Rechtlichkeit und Geduld geführt werden würde, wie ich es jetzt in Polen erlebte. Erich Koch standen zwei Verteidiger zur Seite, die so völlig vom Ideal der Gerechtigkeit beherrscht waren, daß ich mich heute noch frage, aus welchen Quellen sie wohl ihre leidenschaftslose Sachlichkeit schöpfen konnten. Die Richter und besonders der Vorsitzende, Herr Bienkiewicz, legten einen Langmut an den Tag, der oftmals harte Proben zu bestehen hatte; die Vertreter der Staatsgewalt schließlich hielten sich streng an ihre pflichtmäßige Aufgabe, ohne sich im geringsten von Haß- oder Rachegefühlen leiten zu lassen.

Wes Geistes Kind der Angeklagte indessen war, erkannte ich schon nach wenigen Tagen. Ohne jedes Anzeichen von Reue forderte er die Anerkennung seiner Unschuld, verlangte er, daß das Gericht ihm glauben solle, er habe von allen den Schandtaten, die sowohl an Polen wie an Juden verübt worden sind, keine Ahnung gehabt. Ja, er benützte noch die ihm zu jedem Zeitpunkt gewährte Redefreiheit dazu, Brandreden gegen den Kommunismus zu halten, als wäre er so makellos, daß er für sich selbst die höchste richterliche Autorität beanspruchen dürfte.

Das Auftreten dieser gefallenen Größe des Hitlerreiches vor Gericht, dieses offensichtlich gelähmten menschlichen Wracks, das zwei Milizsoldaten halb schieben, halb tragen mußten, dieses abgemagerte, vom Schluckauf geplagte Jammerbild mit seinen geschlossenen Augen, seinem herabhängenden Kopf hätte, weiß Gott, jeden mitleidig stimmen können. Die gegen ihn geführte Voruntersuchung enthielt genug Lücken und Irrtümer, wie sie im Verlaufe von neun Jahren bei dem häufigen Wechsel der Untersuchungsrichter und der ihnen erteilten Weisungen unvermeidlich waren. Ein anderer als Koch, der mehr Menschlichkeit, der Reue oder wenigstens nicht so viel Verschlagenheit und Frechheit gezeigt hätte wie er, hätte vermutlich Zuhörer für sich gewinnen können. Dieser Günstling Hitlers aber brachte es durch seine zynische Überheblichkeit und durch seine Heuchelei fertig, den Abscheu und den Unwillen, den ein gemartertes Volk ihm gegenüber empfinden mußte, nur noch mehr zu steigern.

Wenn ich die Gründe angeben soll, die für die überlange Verschleppung dieses Prozesses zum Erstaunen der ganzen Welt maßgebend waren, dann möchte ich sie in erster Linie in dem ungeheuren Rangunterschied suchen, der zwischen den Hunderten von Belastungszeugen,

jenen verschüchterten armen Teufeln, die den Todeslagern hatten entkommen können, und ihm, dem Gauleiter, dem Reichsstatthalter in Ostpreußen und in den Bezirken von Bialystok und Ciechanow, dem späteren Hochkommissar für die Ukraine, bestand.

Er herrschte über die Länder, die seiner Brutalität ausgeliefert waren; sie dagegen litten und mußten mit ansehen, wie ihre Landsleute grausam gemordet wurden, ohne von jenem allmächtigen Herrn Koch mehr zu wissen als seinen von allen verfluchten Namen. Diejenigen, die glaubten, ihn wieder zu erkennen, nachdem sie bald bei einem seiner flüchtigen Besuche in den Todeslagern einen Blick auf ihn hatten werfen können, wurden unsicher gegenüber den hinterlistigen Gegenfragen, die Koch von der Anklagebank ihnen stellen durfte.

Um ihn vor Gericht in die Enge treiben zu können, hätte man einstige polnische „Kollaborateure“, die ihm in seiner unheilvollen Aufgabe nach Hitlers Befehl Hilfe gewährt hatten — es gab solche so gut wie garnicht — finden müssen oder einige seiner ehemaligen deutschen Gehilfen, die bereit gewesen wären, gegen ihn auszusagen.

Denn von allen den Todesurteilen oder den Einweisungen in ein KZ, die praktisch das Gleiche bedeuteten, von allen den Befehlen zum Niederbrennen ganzer Ortschaften, zum öffentlichen Aufhängen aller Notabeln, zur Verschleppung ungezählter Juden wie Christen, Erwachsener wie Kinder, in die Wälder, um sie dort „umzulegen“, von allen jenen Aufforderungen, die Bewohner der Ghettos totzuschlagen, kurz, von allem in den deutschen oder polnischen Archiven gefundenen Belastungsmaterial trug keines die Unterschrift von Erich Koch. Auf diese Tatsache berief er sich immer wieder. Körperlich gebrochen, aber geistig auf der Höhe, fand der Gauleiter Hitlers immer wieder seine alte Großspurigkeit und kämpfte einen verbissenen Kampf gegen die ihn belastenden Tatbestände und gegen den Galgen, dessen Schatten sich abzeichnete. Man ist versucht zu sagen, daß irgendein unerklärlicher Vorgang den Geist des Bösen in ihm am Leben erhielt, um seinen fleischlichen Tod, ja sogar das Aufkommen von Gewissensbissen und den Durchbruch jeder Selbsterkenntnis zu verhindern.

Muß man bei deutschen Lesern, für die diese Zeilen geschrieben wurden, besonders hervorheben, daß ein Würdenträger der Nazis vom Range und vom Charakter eines Erich Koch die durchgeführten Maßnahmen kennen *mußte*, daß er mit ihnen einverstanden sein *mußte*, wenn er auf seinem Posten blieb? Ein Mann, dessen Befugnisse Hitler von Jahr zu Jahr erweiterte, der sich einem Himmler, einem Goebbels, einem Rosenberg ebenbürtig fühlte, *kannte* nicht nur die Wünsche seines Herrn und Meisters, nämlich Polen im Wege des systematischen Völkermordes zu entpolonisieren, nein, er mußte sich auch bemühen, diese Pläne *durchzuführen* unter Anwendung *schnellster und wirksamster Methoden*.

Wofür hat denn Erich Koch im Jahre 1941 nicht weniger als 20 000 Mann Polizeitruppen, die ihm direkt unterstehen sollten, für den Einsatz in der Ukraine angefordert, wenn er während seiner drei Monate währenden Vernehmung immer die Stirn hatte zu behaupten, er habe mit polizeilichen Aufgaben nie etwas zu tun gehabt? Wozu dann dieser mit dem Namen Adolf Hitler gezeichnete Erlaß vom 15. August 41, in dem es wörtlich hieß: „Als Chef der Zivilverwaltung führt in dem Bezirk Bialystok Oberpräsident und Gauleiter Koch die Verwaltung im zivilen Bereich. Der Chef der Zivilverwaltung untersteht mir unmittelbar und erhält von mir Weisungen. Nach innen hat er für die ordnungsmäßige Verwaltung des Bezirks Bialystok zu sorgen. Er kann durch Verordnung Recht setzen“, wenn Herr Koch, wie er behauptet, sich lediglich mit wirtschaftlichen Dingen zu befassen gehabt haben soll? Wahrhaftig, solchen Tatsachen gegenüber kann niemals von Justizmord die Rede sein. Gott allein kann diesen Mann begnadigen, dessen Verbrechen im Gedächtnis der Menschen weiterleben werden, auch wenn die letzten Geschöpfe, die ein verhängnisvolles Geschick mit ihm zusammenführte, längst gestorben sein werden.

Koch aber hat bis zum Ende auf die Milde des Gerichts gehofft, das ihn bis zuletzt angehört hat. Man klagte ihn an, an dem Tod von 300 000 Menschen (ohne seine Taten in der Sowjet-Ukraine mit einzurechnen) die Schuld zu tragen, und er bildete sich ein, seine Richter so gründlich hinters Licht geführt zu haben, daß keiner es wagen würde, ihn zum Tode zu verurteilen. Als dann am 9. März das Urteil verkündet wurde, fühlten die beiden Milizsoldaten, die ihn stützen mußten, wie er in ihren Armen zusammenbrach. Er hatte seinen Kopf und sein Gesicht mit dem Taschentuch zugedeckt. Seine beiden Anwälte, die Herren Sliwowski und Weglinski, gingen auf ihn zu. Unter dem Taschentuch wurde die linke Gesichtshälfte des Verurteilten, der in seinen Sessel zurückgesunken war, sichtbar, seine rechte Wange ruhte auf dem Pult vor ihm. „Berufung einlegen“ murmelte er mit stockendem Atem.

Seine beiden Schutzengel, die alles versucht hatten, um ihn zu retten, werden auch ohne diesen angsterfüllten Ausruf ihre Pflicht bis zum Letzten tun. Aber wie der Gerichtshof, wie die Zuhörer, wie wir alle, mußten auch sie wohl in ihrem Herzen sich sagen: „Wer hat denn damals Berufung einlegen können, als die Tausende der ausgemergelten und nackten Opfer dieses Henkers unter Qualen, in Verzweiflung und Hilflosigkeit sterben mußten?“

Die Philosophie in Polen

Die polnische Philosophie nimmt heute eine eigenartige Stellung in der zweigeteilten Welt ein. Sie ist nicht marxistisch gleichgeschaltet, obwohl sie in einem Lande geübt wird, das den dialektischen Materialismus als Staatsdoktrin anerkennt. Der Staat gewährt aber dort den Gelehrten und Philosophen nicht nur Denk- sondern eine gewisse öffentliche Redefreiheit. Diese kann als passiv angesehen werden, insofern nämlich die Philosophen unpolitisch auftreten, also sich mit Gegenständen befassen, die in keinem unmittelbar ersichtlichen Zusammenhang mit dem Marxismus stehen. Sie ist aber auch zuweilen aktiv, wenn etwa gewisse in Umlauf befindliche marxistische Doktrinen offen kritisiert werden. Dies ist bereits in der führenden philosophischen Zeitschrift seitens ihres Herausgebers Leszek Kolakowski immerhin geschehen. Andererseits hat auch der führende polnische Logiker Professor Kazimierz Ajdukiewicz in der Zeitschrift „Nauka Polska“ (Polnische Wissenschaft) der Freiheit der Wissenschaft das Wort geredet und darauf hingewiesen, daß diese am wenigsten durch eine etwa jeweils geltende Parteilinie oder -taktik eingeengt werden dürfe. Solche Äußerungen werden in der Sowjetunion öffentlich nicht geduldet.

Zu bemerken wäre auch, daß die polnische Philosophie im Gegensatz zur russischen, die, abgesehen von ihren historischen Sparten eine mehr lokale Bedeutung hat, in der Zeit zwischen 1920 und 1940 ein internationales Gewicht erlangte, so daß die Polen, rein wertmäßig gesprochen, durch eine Unterbindung der freien Diskussion auf philosophischem Gebiete mehr zu verlieren hätten als ihre Nachbarn.

Die Verhältnisse mag die Tatsache beleuchten, daß der 72jährige Nestor der polnischen Philosophen Tadeusz Kotarbinski — Logiker, trefflicher Pädagoge und Materialist, aber keineswegs Marxist — heute Präsident der polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau ist, was auf eine höhere Wertung der philosophischen Disziplinen in Polen als in vielen anderen Ländern hinweist. Es erhebt sich allerdings die Frage, wie es dazu kam, daß ein Land, welches in der Vergangenheit mehr durch seine dichterischen und literarischen als philosophischen Leistungen sich hervortat, auf so abstraktem Gebiete wie dem philosophischen, Ruhm erntete. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es in Polen eine — hauptsächlich an Hegel anknüpfende — philosophische Schule, die von rein örtlicher Wichtigkeit war. Man bezeichnete diese Männer als polnische Messianisten. Der Messianismus war eine Mischung religiöser und literarischer romantischer Motive, die nach 1830 entstand und im unterdrückten Polen den Christus der europäischen Völker er-

blickte und mit Polens Befreiung auch die Befreiung der anderen unterdrückten Nationen weissagte. Zu dieser Gruppe polnischer Denker zählt man mehr oder minder Hoene-Wronski, Goluchowski, Trentowski, Kremer, Libelt, Cieszkowski.

An der konservativsten Hochschule Polens, in Krakau (sie wird 1864 ihren 600jährigen Bestand feiern und gehört mit den Universitäten in Prag und Wien zu den ältesten Mitteleuropas) wurde in den achtziger Jahren eine neoscholastische Philosophie betrieben, die zwei katholische Priester Marian Morawski und Franciszek Gabryl zu Vertretern hatte. Religiöse Metaphysik vertrat anderswo auch Maurycy Straszewski und platonische Philosophie der international bekannte Wincenty Lutoslawski, der seine Karriere an der russischen Universität in Kasan begann. Die 1873 gegründete Polnische Akademie der Wissenschaften hatte als philosophische Fachleute unter ihren Mitgliedern die Messianisten Kremer und Cieszkowski, ferner das Mitglied der päpstlichen Akademie in Rom Pawlicki. An der russifizierten Universität in Warschau wirkte der philosophische Idealist Henryk Struve. Diese Männer hatten in den positivistischen Anhängern von Comte, Spencer und F. A. Lange ihr Gegengewicht, aber diese Gegner hatten keine Lehrstühle inne, gab es doch damals nur zwei Universitäten mit polnischer Unterrichtssprache, und zwar in Krakau und Lemberg, d. h. im österreichischen Teilungsgebiet.

Die Reform und der Ruf der polnischen Philosophie gingen von der Universität in Lemberg aus, die in österreichischer Zeit gegründet wurde. Hier entstand die sogenannte Lemberger Schule der Philosophie in Polen, deren Begründer Kazimierz von Twardowski war, ein Zögling des feudalen Wiener „Theresianum“ und ein Schüler von Franz Brentano an der Universität in Wien. Die Lemberger Schule war also ein von Wien nach Lemberg verpflanztes Reis der deutschen Philosophie in der Gestalt, die sie im Munde Brentanos annahm. Von Twardowski, der in Lemberg einen Kollegen in der Person des Metaphysikers Mscislaw Wartenberg hatte, war ein trefflicher Pädagoge, der wissenschaftliche Schärfe und Begriffspräzision auf polnischem Boden einzuführen bemüht war. Dies ist ihm auch gelungen. Er war kein Systembauer, kein Weltanschauungsphilosoph, er beschäftigte sich vielmehr mit der Analyse der Grundbegriffe der Philosophie, was ihn in eine gewisse Nachbarschaft der Positivisten brachte, doch bekämpfte er Relativismus und Skeptizismus. Seine Schüler neigten aber zum Idealismus, nicht zum Materialismus in der Philosophie und besetzten nach der Befreiung Polens im Jahre 1918 eine ganze Reihe von Lehrstühlen an den neu gegründeten polnischen Hochschulen, d. h. in Warschau, Posen und Wilna. Der Aufschwung der polnischen Philosophie hatte also im Wirken Twardowskis eine wichtige Wurzel und dies verband sie über Brentano mit Leibniz in der Vergangenheit und mit Husserl in der Gegenwart. Twardowski arbeitete auf dem Gebiete der Logik, aber auch der Psychologie.

Er begründete in Lemberg 1904 — anlässlich des 100. Todestages Kants — die Polnische Philosophische Gesellschaft, die erste ihrer Art in Polen. Von Twardowski ging zwar keine einheitliche Weltanschauung, wohl aber ein gewisses wissenschaftliches Klima aus, denkerische Angewohnungen, die nicht mehr verloren gingen.

Die „Lemberger Schule“ war die Mutter der „Warschauer Schule“ der Philosophie, die die logischen Studien in Polen in der ganzen Welt berühmt machte. An ihrer Spitze stand der Schüler Twardowskis Jan Lukasiewicz aus Lemberg, der sich an der dortigen Universität schon 1906 als Dozent der Philosophie habilitierte, 1915 als die Warschauer Universität neu organisiert wurde, dorthin übersiedelte und auch mit gewissen Unterbrechungen bis 1939, d. h. bis zur deutschen Okkupation Polens verblieb. Er war der Begründer der mathematischen Logik in Polen und mit ihm wirkte in gleicher Richtung Stanislaw Lesniewski und ihr gemeinsamer Schüler Alfred Tarski. Ihrer Arbeit ist es zuzuschreiben, daß Heinrich Scholz (Münster), ein persönlicher Freund Lukasiewiczs in seiner „Geschichte der Logik“ Polen „ein Hauptland logistischer Forschungen“ nannte.

Lukasiewicz, dem dafür das Hauptverdienst gebührt, war zeitweilig Unterrichtsminister in Warschau, mußte aber 1939 seinen Lehrstuhl aufgeben, als die Deutschen 1939 alle polnischen Hochschulen sperrten, zahlreiche Lehrer in Konzentrationslager sperrten, aber auch viele umbrachten, wie z. B. in Lemberg der Fall war, wo 30 bis 40 Hochschul-lehrer erschossen wurden. Die in einem universitätseigenen Gebäude befindliche Wohnung von Lukasiewiczs wurde samt der ganzen Einrichtung, der Bibliothek und seinen Handschriften durch eine Luftbombe vernichtet. Lukasiewicz suchte als Ehrendoktor der Universität Münster zuerst bei seinem Freunde Scholz in Westfalen Zuflucht und bemühte sich vergebens, nach der Schweiz auszureisen. Erst nach Kriegsende übersiedelte er nach Dublin, wo er an der „Irish Royal Academy“ Professor der mathematischen Logik wurde. Dort starb er 78 Jahre alt 1956, nachdem ihn ein Jahr vorher die Universität Dublin mit ihrem Ehrendoktorat beschenkte. Lukasiewicz beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Aussagenkalkül und schuf die Grundlagen der Theorie der sog. deduktiven Systeme. Er faßte auch den Gedanken einer mehrwertigen Logik, d. h. einer solchen, die außer den Werten „wahr“ und „falsch“ auch einen dritten, neutralen annimmt. Diese Idee wurde seinerzeit mit dem Gedanken einer nichteuklidischen Geometrie auf mathematischem Gebiete verglichen. Lukasiewicz war auch ein gründlicher Kenner der Geschichte der Logik und begründete eine Neubewertung der Logik des Aristoteles. Er veröffentlichte 1951 in Oxford das Buch „Aristoteles' Syllogistic from the Standpoint of Modern Formal Logic“, das auf diesem Gebiete als bahnbrechend angesehen wird. Lukasiewicz war nicht nur der Schöpfer der mathematischen Logik in Polen, sondern einer ihrer hervorragendsten Vertreter auf der ganzen Welt. Es wurde von ihm ge-

sagt, daß alle diejenigen, die in Polen mathematische Logik betreiben, entweder seine Schüler oder die Schüler seiner Schüler seien. Seine Übersiedlung nach Irland bedeutete für die polnische Wissenschaft einen schweren Schlag.

Lukasiewicz führte auch den zweiten Hauptvertreter der mathematischen Logik in Polen in ihre Geheimnisse ein: Stanislaw Lesniewski, der sich mit den logischen Antinomien (Aporien), und denen der Mengenlehre beschäftigte. Er bearbeitete auch die Theorie der Aggregate und schuf eine Disziplin, die er Protothetik, ferner das System eines Namenskalküls, das er Ontologie nannte. Dann bildete er ein System der Mereologie aus, d. h. des Studiums der Beziehung des Fragments zum Ganzen (nicht des Teiles zur Gesamtheit).

Lesniewskis Spekulationen fanden unter den Mathematikern gemischte Aufnahme. Sowohl er als auch Lukasiewicz waren Philosophen von Fach. Lesniewski war in der Mathematik Autodidakt, d. h. in dem Ausmaß, in welchem sie das in der Mittelschule Gelernte überstieg. Lukasiewicz besaß eine Kenntnis der höheren Mathematik, aber derjenige Philosoph, der zugleich Mathematiker und Philosoph war und in den Grundlagen der Mathematik Bescheid wußte, war Alfred Tarski, der Schöpfer der Semantik in der mathematischen Logik, dessen Abhandlung über den Begriff der Wahrheit in den deduktiven Wissenschaften Welt-erlangte. Tarski flüchtete aus Polen vor der deutschen Okkupation und lehrt heute an der Universität von Kalifornien. Dies sind die drei Männer, von denen hauptsächlich die Rede ist, wenn man von der „Warschauer Schule“ spricht. (Tarski ist jetzt Mitglied der polnischen Akademie der Wissenschaften. Lesniewski ist tot). Manchmal wird zu ihnen auch Tadeusz Kotarbinski geschlagen, der zwar Logiker, aber kein Logistiker ist, obwohl er in Polen die logistischen Errungenschaften popularisiert hat. Er interessiert sich für die Semantik der natürlichen Sprachen und für Erkenntnistheorie, er versuchte eine Reduktion der Sprache auf die reinen Sachbeziehungen (etwa der physischen Objekte, des elektromagnetischen Feldes usw.), eine Theorie, die er Reïsmus (von „Res“ d. h. Sache im Lateinischen) oder auch Somatismus und neuerdings Konkretismus nennt.

Der Zweite Weltkrieg bedeutete für die polnische Philosophie eine völlige Lahmlegung des Studiums von 1939-1945, den Tod oder die Auswanderung vieler Vertreter der Philosophie, die Einstellung der philosophischen Zeitschriften usw. usw. Dieser Schaden kann schwer gutgemacht werden, aber an ihn knüpfen sich weitere Schwierigkeiten. Die Zeitschriften nahmen nach Kriegsende das Erscheinen wieder auf, die überlebenden Lehrer wurden in ihre Lehrstühle wieder eingesetzt und einige Jahre lang entwickelten sich die Dinge in der Philosophie in ähnlichen Bahnen wie vor dem Kriege. Die Universitäten in Lemberg und Wilna gingen verloren, aber die neuen Gründungen in Lodz, Breslau und Thorn sollten dafür Ersatz bieten, wobei Breslau gewissermaßen

die Stelle von Lemberg einnehmen sollte. Daneben gibt es die schon vor dem Kriege in Lublin wirksam gewesene katholische Hochschule und eine neu hinzugekommene staatliche.

Die Philosophie nahm nach dem Kriege einen neuen Aufschwung, obwohl das in Polen bestandene Übergewicht der logischen Studien weiter wuchs, während die übrigen philosophischen Sparten an einer gewissen Unterernährung litten. Die führende Persönlichkeit unter den Logikern wurde zunächst Kazimierz Ajdukiewicz, der die von der Akademie der Wissenschaften herausgegebene Zeitschrift „*Studia Logica*“ redigiert, die hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, der mathematischen Logik gewidmet ist und in unregelmäßigen Zeitabständen erscheint. Ajdukiewicz veröffentlichte nach dem Krieg ein Buch „*Philosophische Probleme und Strömungen*“, die gegenüber dem philosophischen Idealismus eine kritische Haltung einnimmt. Ajdukiewicz gehört noch zu den unmittelbaren Schülern von Twardowski in Lemberg, tat sich auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie hervor und stand vor dem Kriege den westeuropäischen Neopositivisten nahe. Er war Anhänger des sog. Konventionalismus.

Man muß bedenken, daß die Blüte der polnischen Logistik in die gleiche Zeit fällt wie die Wirksamkeit des „Wiener Kreises“ unter Moritz von Schlick und Rudolf Carnap in Wien und der Gesellschaft für wissenschaftliche Philosophie unter Hans Reichenbach in Berlin, ferner der logischen Forschungen von Bertrand Russell, Whitehead und Ludwig Wittgenstein in Cambridge. Es handelt sich hier um parallele Erscheinungen. Die Vorgänger und Meister der erwähnten polnischen Logistiker der Periode zwischen beiden Weltkriegen waren auch Gottlieb Frege und E. Schröder, so daß ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu deutschen Forschungen auf dem Gebiete der Logik ähnlicherweise bestand wie in anderen Sparten der Philosophie.

Der Marxismus wurde zum Hauptproblem der Philosophie in Polen im Jahre 1951, als die polnische kommunistische Regierung eine völlige Gleichschaltung der polnischen Philosophie im marxistischen Sinne durchzuführen sich bemühte. Die Spitze war sowohl gegen die Lemberger Schule als auch die Warschauer Schule der Philosophie gerichtet, da die erstere als bürgerlich und idealistisch, die zweite als neopositivistisch galt.

Nun geht die Schwarzweißmalerei des Marxismus zunächst ganz allgemein dahin, daß Idealismus als schlecht und Materialismus als positiv gilt. Ist nun dergestalt der Idealismus eine Ausgeburt der Reaktion, so ist wiederum der Neopositivismus eine Brutstätte des Skeptizismus, der Wissenschaftsfeindlichkeit und des Relativismus. Daher ist auch dieser verfehmt. Das Ergebnis dieses Kampfes gegen die bürgerliche Philosophie in Polen war das Verbot der philosophischen Zeitschriften (mit Ausnahme der logischen), die Unterbindung der Publikation von nichtmarxistischen philosophischen Schriften. Die nichtmarxistischen Phi-

losophen konnten zwar privat nach Herzenslust weiter schreiben, aber sie wurden nicht gedruckt. Die polnischen nichtmarxistischen Philosophen verloren ihre Lehrstühle und wurden pensioniert. Sie erhielten Ruhegehälter. Eine Ausnahme bildeten die Logiker. Diese waren vom Gleichschaltungsversuch nicht berührt. Außerdem wurde manchen nichtmarxistischen Professoren gestattet, ebenfalls Unterricht in Logik — aber in nichts anderem — zu erteilen. Die philosophischen Fakultäten sollten die Philosophie des Marxismus lehren. Nun darf man nicht außerachtlassen, um diese Vorgänge zu begreifen, daß die polnischen Kommunisten sich in einer seltsamen Lage befanden. In Polen gab es niemals marxistische Theoretiker von einem Range wie in Rußland oder Deutschland. Die polnischen Kommunisten besaßen daher keine geistigen Kaders. Diese sollten nun, so gut dies ging, geschaffen werden. An Stelle der früheren philosophischen Zeitschriften trat die „Mysl Filozoficzna“ (Philosophischer Gedanke), die vom leitenden polnischen Marxisten Adam Schaff redigiert wurde. Die katholische Philosophie, die an der katholischen Universität in Lublin gepflegt wurde, blieb verhältnismäßig ungeschoren, da laut Anschauung der Marxisten die Hauptgefahr ihnen nicht so sehr seitens der rückschrittlichen „Fideisten“ als vielmehr seitens der fortschrittlichen bürgerlichen Philosophen drohte, deren Denkweise der Jugend mehr zusagte.

Diese Verhältnisse dauerten an, bis das sog. Tauwetter 1956 eintrat und Wladyslaw Gomulka die Regierung übernahm. Bis dahin war an den philosophischen Fakultäten der Unterricht in den Hauptwerken von Marx, Engels, Lenin und Stalin und im historischen und dialektischen Materialismus maßgebend. Außerdem gründete der Staat in dieser Periode eine Bibliothek der Klassiker der Philosophie, die an deutsche Vorbilder anknüpfte und die wichtigsten philosophischen Texte der Vergangenheit ohne Rücksicht auf die philosophische Tendenz dieser Schriftsteller der studierenden Jugend in polnischen Übersetzungen zugänglich machen sollte. (Es bilden ja auch im Sowjetstaate die historischen Studien die Hauptrolle). In dieser Sammlung sind mehrere Dutzend philosophischer Werke erschienen. Die Herausgeberin ist die letztendings vom Marxismus stärker angehauchte Irena Kronska, eine Schülerin des auch in Deutschland wohlbekannten Schülers von Husserl, des Phänomenologen Roman Ingarden (Universität Krakau), der übrigens ebenfalls ein Schüler von Twardowski in Lemberg war.

Man könnte hier in Parenthese mitteilen, daß die Frauen in Polen überhaupt eine weit wichtigere Rolle in der Philosophie spielen als in anderen Ländern. So hat die gelehrte Irena Gromska die Nikomachische Ethik des Aristoteles übersetzt. Bekannt sind die Logikerinnen Maria Kokoszynska und Janina Kotarbinska, die Soziologin und Geschichtslehrerin der Sittlichkeit Maria Ossowska in Warschau, die Lehrerin an der Krakauer Universität Irena Damska (dombska), die Marxistin Helena Eilstein, u. a. m.

Erwähnt wurde oben der Herausgeber der inzwischen eingegangenen „Mysl Filozoficzna“ Adam Schaff (aus Lemberg), der ein fruchtbarer Schriftsteller ist und neben vielen Aufsätzen die Bücher „Der Begriff und das Wort“, „Einführung in den Marxismus“, „Über die Fragen der marxistischen Wahrheitstheorie“, „Der objektive Charakter der Geschichtsgesetze“ verfaßte. Wie der Ungar Georg Lukacs und der nicht-marxistische liberale Amerikaner M. Mandelbaum übte Schaff scharfe Kritik an der sog. Wissenschaftssoziologie Karl Mannheims, er kritisierte die idiographische Wissenschaftstheorie Windelbands und Rickerts; dennoch zeigt seine positive Stellungnahme zur Verbindlichkeit des Satzes vom Widerspruch, daß er sich von orthodoxen Marxisten unterscheidet und Extremen abgeneigt ist. Er hielt ja auch im Vorjahre Gastvorlesungen an der Universität Belgrad.

Das Tauwetter machte sich in folgender Weise bemerkbar: die pensionierten Professoren wurden in ihre früheren Lehrstellen wieder eingesetzt, die Ausschließlichkeit des Marxismus wurde beseitigt, die Publikation von nichtmarxistischen Schriften wurde wieder aufgenommen. Dies kam dem berühmtesten Historiker der Philosophie in Polen Wladyslaw Tatarkiewicz zugute, der soeben 70 Jahre alt wurde und der zu denen gehörte, die bei der marxistischen Gleichschaltung zum Handkuß kamen. Tatarkiewicz konnte jetzt den dritten Band seiner „Geschichte der Philosophie“ herausgeben, eines der besten Handbücher auf diesem Gebiete, und zwar nicht bloß in Polen. Er galt als rechtsstehend und konservativ. Er genoß seine Ausbildung in Marburg, trat dann mit der Lemberger Schule in Fühlung und wurde Professor in Warschau als Haupt der polnischen Historiker der Philosophie. Tatarkiewicz zeichnet sich namentlich durch seine Beschlagenheit in der griechischen und lateinischen Literatur aus, er ist auch Fachmann auf dem Gebiete der Ästhetik und plant die Herausgabe einer Geschichte der Ästhetik. Nach dem Kriege verfaßte er eine stark bemerkte Studie „Vom Glück“. Tatarkiewicz leuchtet nicht nur durch Wissen, sondern durch große Klarheit.

Ein weiteres Symptom der Liberalisierung bildete die Einstellung der marxistischen Zeitschrift „Mysl Filozoficzna“ im Jahre 1957 und die Gründung einer neuen Zweimonatsschrift „Studia Filozoficzne“ (Philosophische Studien), deren Chefredakteur der junge und begabte Universitätsdozent und marxistische Rebell Leszek Kolakowski ist. Seine Redaktionsgehilfen sind Helena Eilstein und Klemens Szaniawski. Auch Adam Schaff gehört zum Redaktionskollegium. Die Wandlung gibt sich nicht so sehr in der personellen Zusammensetzung der Redaktion kund — denn zu der marxistischen „Mysl Filozoficzna“ gehörten mehr oder minder die gleichen Männer — als vielmehr darin, daß das erklärte Programm der Zeitschrift sich von dem der „Mysl Filozoficzna“ grundsätzlich unterscheidet. Das letztere lautete (1951): „Kampf um die Durchdringung der polnischen Wissenschaft mit der Marx-Leninschen

Weltanschauung, schöpferische Entwicklung der marxistischen Philosophie in enger Verbindung mit den Bedürfnissen der Praxis, Popularisierung der Grundlagen des marxistischen Denkens und Handelns in den breitesten Massen, Kampf gegen die Überbleibsel des Idealismus, die den Sozialfortschritt hemmen, gegen bürgerliche Philosophie, gegen die zersetzende Philosophie des Imperialismus“. Dies klingt wie eine Fanfare. Die Redaktion der „Studia Filozoficzne“ erklärte hingegen (1957), sie würde „Arbeiten veröffentlichen, die traditionell zum Gebiet der philosophischen Disziplinen gehören, und zwar auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie, der Logik, der Erkenntnistheorie, der Methodologie und Theorie der Wissenschaften, der Theorie der Moral, der Ästhetik, der Kulturtheorie . . . Die Zeitschrift interessiert sich für die Problematik verschiedener Wissenschaften, der Natur- und humanistischen Wissenschaften, sofern sie philosophische Bedeutsamkeit hat . . . sie will ihre Spalten den verschiedenen lebenskräftigen Richtungen und den philosophischen Stilen der Gegenwart öffnen, und zwar in den Grenzen, die durch die Strenge wissenschaftlicher Korrektheit und rationalen Denkens gezogen sind.“ Dies ist also das offizielle Programm der polnischen Philosophie nach dem Ende der sieben mageren Jahre. Eine Überprüfung der Nr. 1 aus dem Jahre 1958 zeigt, daß diese Grenzen weitgehend beobachtet wurden. Die Zeitschrift bringt einen Aufsatz über Laienethik von Tadeusz Kotarbinski, die zwar materialistisch ist, aber nichts Marxistisches enthält. Sie hat einen Aufsatz von Ija Pawlowska, der die idiographische Geschichtstheorie von Rickert gegen Adam Schaff verteidigt. Ein Aufsatz von M. Gordon bespricht die Rolle des abstrakten Denkens bei Ernst Cassirer usw. Es sind natürlich auch marxistische Aufsätze vorhanden, es herrscht ein gewisses labiles Gleichgewicht zwischen diesen Lagern.

Völlig in den überlieferten Bahnen wird die Zeitschrift „Ruch Filozoficzny“ (Philosophische Bewegung) redigiert, die ursprünglich 1911 von Twardowski selbst begründet und heute von einem seiner treuesten Schüler, dem Logiker Tadeusz Czezowski (Universität Thorn) in Thorn herausgegeben wird. Ihr Erscheinen wurde von 1938 bis 1948 unterbrochen, dann wurde sie 1951 im Zuge der kommunistischen Gleichschaltung eingestellt und ist 1958 wieder auf der Bildfläche erschienen. Sie ist insofern bemerkenswert, als sie außer Aufsätzen und Buchbesprechungen eine Bibliographie der philosophischen Neuerscheinungen auf der ganzen Welt, daneben Lebensabrisse polnischer und ausländischer Philosophen und Nachrichten über die personelle Zusammensetzung der philosophischen Fakultäten in Polen bringt. Sie ist als Nachrichtenquelle wertvoll.

Gewisse in der Nachkriegszeit besonders hervorgetretene Philosophen wären zu nennen. Der berühmteste mathematische Logiker in Warschau ist wohl gegenwärtig Andrzej Mostowski, der auch 1848-49 an das „Institute for Advanced Studies nach Princeton, New Jersey, be-

rufen wurde (an dem Einstein wirkte und Kurt Gödel tätig ist). Er hielt an mehreren amerikanischen Universitäten Vorträge und veröffentlichte gemeinsam mit Alfred Tarski ein Buch über Logistik, das in englischer Sprache in Amsterdam erschien. (In Polen erscheinen die philosophischen Artikel mit kurzen Inhaltsangaben in englischer und russischer Sprache). Anlässlich dieses Besuches erklärte Mostowski („Ruch Filozoficzny“ Band XVII, Nr. 1-3, 1949, Thorn); daß von „allen Ländern der Welt jetzt die Vereinigten Staaten die besten und zahlreichsten Mittelpunkte von Untersuchungen auf dem Gebiete der mathematischen Logik besitzen“, was auch hier die Verlagerung von Europa nach Amerika zeigt. Adam Schaff erwähnte unlängst, daß für diese Studien sich in den mathematischen Kreisen der Sowjetunion immer mehr Interesse zeigt, weil die mathematische Logik auf gewissen praktischen Gebieten (z. B. dem der Rechenmaschinen, Kybernetik etc.) Anwendung fand. Also kann sie kein Unsinn sein.

Der produktivste Denker der Nachkriegszeit ist wohl Roman Ingarden, der noch vor dem Kriege in Halle a. d. Saale „Das literarische Kunstwerk“ veröffentlichte, in dem er die Idee der Vielschichtigkeit des Dichtwerkes erklärt und analysiert. Nach dem Kriege, und zwar 1947 und 1948 veröffentlichte die Polnische Akademie der Wissenschaften (vor der Gleichschaltung der Philosophie und der Übersiedlung der Akademie in den von den Sowjets gebauten Kulturpalast in Warschau) Ingardens Hauptwerk „Der Streit um die Existenz der Welt“, in dem die Fragen des philosophischen Idealismus und Realismus erörtert werden. Bisher liegen zwei Bände vor, die etwa 1100 Seiten umfassen, ein dritter wurde als Abschluß angekündigt. Ingardens Stellung ist in Polen originell; er behandelt ontologische Fragen, er knüpft an Husserls Methode an, er ist ein Gegner des Positivismus in der Philosophie. Er hat seine Hauptarbeit noch 1918 begonnen, als er einsah, daß er „mit dem idealistischen Standpunkt Husserls nicht einverstanden ist“, er arbeitete daran hauptsächlich während der deutschen Okkupation ohne Zugang zur Literatur oder zu den Bibliotheken zu haben in einer Zeit, die eine „unerschütterliche sittliche Grundlage“ erforderte, wollte man der Prüfungen des Krieges in der Gestalt, die er in Polen annahm, Herr werden. Ingarden ist ein sehr bedeutender Ästhetiker. Seine „Studien aus der Ästhetik“, die 1958 in zwei Bänden erschienen sind, verarbeiten den Inhalt seiner ersten poetologischen Studie und wenden sich gegen den jetzt so allgemeinen ästhetischen Relativismus. Ingarden meint, daß Nicolai Hartmann seinen in dieser poetologischen Arbeit verkündeten Gedanken der Vielschichtigkeit verarbeitet, aber auch auf andere Kunstgebiete ausgedehnt hat, wo er keine Anwendung hat.

Die ethischen Disziplinen betreibt in Warschau Maria Ossowska, eine Schülerin von Wladyslaw Tatarkiewicz und Tadeusz Kotarbinski. Sie heißt mit dem Mädchennamen Maria Niedzwiedzka. Sie lehrt die Geschichte der Sittlichkeit und ist Soziologin, die die Sittlichkeitsphäno-

mene studiert — wobei sie etwa in die Nachbarschaft von Max Weber gelangt — sie verkündet aber keine sittlichen Normen. Ihr Lehrer Tatar-kiewicz stand Windelband und Rickert und auch Brentano nahe. Ihr ist die Wissenschaft der Moral eine empirische Wissenschaft, die gesellschaftliche Erscheinungen einfach prüft. Ihre Werke sind „Grundlagen der Sittlichkeitswissenschaft“ — eine Theorie der sittlichen Werte und Normen — dann eine Psychologie der Moral unter dem Titel „Verhaltensmotive“, schließlich ihr letztes Werk „Die bürgerliche Moral“, als deren Hauptvertreter ihr der Amerikaner Benjamin Franklin erscheint, während der „großbürgerliche“ Renaissance-Italiener Alberti und der Schriftsteller der französischen Aufklärungszeit Volney andere Spielarten der „bürgerlichen“ Moral darstellen. Da Maria Ossowska diese bürgerliche Moral als eine Klassenerscheinung betrachtet, begegnet sie sich in dieser Bewertung mit den Marxisten.

Im Westen ist während der Tauwetterperiode der Name des erwähnten Leszek Kolakowski bekannt geworden wegen der aktiven Kritik, die er an verschiedenen marxistischen Schlagworten und den in diesen Kreisen üblichen Schibboleths geübt hat. Er anerkennt eigentlich keine grundsätzlichen Scheidelinien zwischen Marxisten und Nichtmarxisten, weil nämlich, wie er sagt, die Marxisten viele Ansichten mit Nichtmarxisten teilen und vice versa. Hier verschwimmen die ideologischen Trennungslinien. Kolakowski erblickt Gemeinsamkeiten zwischen sich und Georg Lukacs, aber auch Lucien Goldmann, einem französischen Marxisten.

Die polnische Philosophie hat von 1918 bis 1958 viele Wandlungen mitgemacht. Aus einem Propfreis deutscher Philosophie wurde sie immer mehr eine der anglo-amerikanischen analytischen Philosophie näher stehendes Gebilde, um dann wieder unter marxistischen, d. h. russischen Einfluß zu geraten und schließlich in Bahnen einzulenken, die sie zu einer Übergangerscheinung zwischen Ost und West stempeln, wobei ihr Klima mehr rationalistisch ist als das der deutschen Philosophie, und zwar auch dort, wo sie der Phänomenologie sich bedient. Sie hat auch einen neothomistischen Zweig, der etwas abseits steht und dessen bekanntester Vertreter St. Swiezawski ist. Die Zukunft der polnischen Philosophie ist von schwer absehbaren politischen Entwicklungen abhängig. Aber die Polen werden wahrscheinlich auf dem Gebiete der Philosophie ebenso wie der Kunst und Literatur auf einer gewissen geistigen Unabhängigkeit gegenüber Rußland beharren. Dies bringt die nationale Überlieferung mit sich.

Schulfernsehen – nützlich, überflüssig oder schädlich?

Ein Beitrag aus der Sicht französischer Erfahrungen

Alle bedeutenden Fernsehländer — die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Kanada, Frankreich, Italien — haben in den letzten Jahren ihr Programm durch das Schulfernsehen ergänzt — ausgenommen die Bundesrepublik Deutschland. Allerdings erwägt man schon seit längerer Zeit: Soll das Schulfernsehen in Deutschland eingeführt werden oder nicht? In der jüngsten Vergangenheit hat sich das Gespräch darüber merklich belebt und in Hamburg hat der Schulfunk des Norddeutschen Rundfunks gar schon die Versuchsarbeit aufgenommen. Bedauerlicherweise schweigt man sich dort über die bisherige Entwicklung und die ersten Ergebnisse aus. Es fehlt nicht an feindlichen Stimmen, die dem Schulfernsehen Wert und Nutzen absprechen und den deutschen Verzug in diesem Bereich als einen Vorzug preisen. Trotz der Ablehnung durch weite Kreise — sicher auch innerhalb der Lehrerschaft — wird man sich in Deutschland auf die Dauer nicht jeder Entwicklung widersetzen können, die zu Recht im Ausland das Schulfernsehen durchgesetzt hat. Vorausgesetzt daß man dem Medium Fernsehen, wie den anderen Massenkommunikationsmitteln Rundfunk und Film, nicht von vornherein jegliche Eignung für erzieherische, wissenschaftliche, künstlerische, mithin kulturelle Aufgaben bestreitet. Das dürfte jedoch schwerfallen. Darüberhinaus: je anfälliger diese Medien für demagogischen oder geschmacksverbildenden Mißbrauch sind, desto zwingender wird es, auf keine Möglichkeit der kulturpolitisch und volkserzieherisch bedeutsamen „Unterwanderung“ zu verzichten.

Ehe man sich jedoch kopfüber in theoretische Untiefen stürzt, ist es ratsam, das bereits vorhandene Anschauungsmaterial näher zu besehen, mit anderen Worten: die ausländischen Schulfernseherfahrungen zu untersuchen. Da es dafür genügt, den Rhein zu überschreiten, werden wir uns nicht einmal mühen, den Ozean zu überqueren. Die USA haben zwar das Schulfernsehen konsequenter als alle anderen Fernsehländer ausgebaut; eine Anzahl schul- oder universitätseigener Fernsehsender hat sich auf erzieherische, bildende oder wissenschaftliche Programme spezialisiert und selbst die großen kommerziellen Netze nehmen auf Grund einer Übereinkunft einen bestimmten Prozentsatz solcher Sendungen in ihr Programm auf; jedoch weist das französische Beispiel, das wir zudem aus eigener Erfahrung im einzelnen kennen, in seinen

Voraussetzungen manche Gemeinsamkeit mit den Verhältnissen in Deutschland auf: verhältnismäßig beschränkte Geldmittel, eine vergleichbare Struktur des Rundfunkwesens — hier ein staatlich gelenkter Rundfunk mit einem einzigen, nichtkommerziellen Fernsehprogramm, dort zwar neun „Anstalten des öffentlichen Rechts“, die jedoch ebenfalls ein einziges, nichtkommerzielles, prozentual auf die einzelnen Sender verlegtes Fernsehprogramm ausstrahlen —; hier wie dort ein dreistufiges Unterrichtssystem, hier zwar in Paris zentralisiert und dort der Kulturhoheit von elf Bundesländern überantwortet. Auch die Teilnehmerzahlen des deutschen und französischen Fernsehens lassen sich einigermaßen vergleichen (2 Millionen in Deutschland, 1 Million in Frankreich), obgleich Deutschland seinen Vorsprung ständig vergrößert, ohne indessen bereits an die entsprechenden Ziffern für Großbritannien (8,3 Millionen) oder gar für die Vereinigten Staaten (48,3 Millionen) heranzureichen.

Auch kann das französische Schulfernsehen Pionier Ruhm beanspruchen. Seit 1945 hatte die Radiodiffusion-Télévision Française damit experimentiert. Ein ständiges Programm wurde allerdings erst ab 1952 produziert. Ab 1954 strahlte man regelmäßig vier Wochensendungen — jeweils Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 14.00-14.30 Uhr — aus. Zum Vergleich: nach Versuchssendungen, die ab 1952 durchgeführt wurden, entschloß sich die BBC erst im Herbst 1957 zu einem ständigen Programm. Wie der französische Schulfunk, ist auch das Schulfernsehen in Frankreich aus der allgemeinen Rundfunkorganisation ausgeklammert. Es untersteht seit 1952 dem Erziehungsministerium und ist in das Institut National Pédagogique eingefügt, das dem Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht (FWU) in München entspricht, allerdings mit weiterreichenden Aufgaben. Das französische Fernsehen stellt dagegen seine technischen Einrichtungen, Studios, Kameras, Sender, in den Dienst des Schulfernsehens, sowie das technische Personal und drei Regisseure, die ständig für die Télévision Scolaire arbeiten.

Bemerkenswerter als Verwaltung oder Budget des französischen Schulfernsehens scheinen uns, im Hinblick auf die Schulfernsehdiskussion in Deutschland, Themenwahl, Programmgestaltung und Programmformen des Pariser Schulfernsehens zu sein. Zwei Wochensendungen für die Unterstufe (Grundschule) und jeweils eine für Mittelstufe (Gymnasien) und technischen Unterricht (technische Gymnasien, Berufsschulen) bilden das Programmschema. Im Jahr 57/58 standen dabei im Gesamtprogramm naturwissenschaftliche Sendungen mit 35 Prozent an der Spitze; wirtschafts- und bürgerkundliche Sujets folgten mit 20 Prozent; 15 Prozent des Gesamtprogramms waren geographischen Sendungen gewidmet und in jeweils 10 Prozent teilten sich Geschichte, Sendungen zum Französischunterricht und die Sparte „Verschiedenes“, in der man etwa die Reihen „Einführung in künstlerische Techniken“ oder „Kinder der Welt“ unterbrachte. Hier wird deutlich, daß man den

„Realstoffen“ die größere Fernsehseignung zuspricht, denn diese Programmaufteilung entspricht nicht dem Anteil der verschiedenen Themenkreise im Unterrichtsplan. Sicher gehören auch manche der naturwissenschaftlichen oder geographischen Sendungen zu den geglücktesten Schulfernsehprogrammen, während bei historischen Sendungen bisweilen der Geldmangel die angemessene Gestaltung verwehrt. Darüberhinaus spürt man deutlicher in solchen Sendungen dramaturgische oder gestalterische Unbeholfenheit; sie wirken dann reichlich abstrakt oder linksch. Ähnliches gilt für die Sendungen zum Sprachunterricht, ausgenommen die Schauspielbearbeitungen, die meist von hervorragenden Darstellern, sei es von der Comédie Française, sei es aus Jean Vilars Théâtre National Populaire getragen werden. Sendungen zum Fremdsprachenunterricht findet man erst im neuen Programmjahr 1958/59, darunter eine im Szenarium sehr geglückte Bearbeitung des Märchens von Hänsel und Gretel in deutscher Sprache.

Entwurf und Gestaltung seiner Programme führen das Schulfernsehen jeweils an den gleichen Scheideweg: Unterrichtersatz oder Unterrichtsergänzung? Wer den französischen Schulfunk kennt, würde befürchten, das Schulfernsehen habe sich in Frankreich für die erste Lösung entschieden. Denn die Radio Solaire nimmt sich vor, den Lehrer bei jenen Kindern zu ersetzen, die aus irgendwelchen Gründen am Unterricht nicht teilnehmen können. Entgegen dieser Tradition, die zu nur oberflächlich auf den Rundfunkgebrauch zugeschnittenen Schulstunden führt, hat sich das Schulfernsehen von Anfang an darauf eingestellt, als Unterrichtshilfe und Unterrichtsergänzung zu wirken. Bleibt auch der pädagogische Nutzen erstrangiges Kriterium für die Sendungen, so werden Unterhaltungswirkung, Spannungsmomente und alle Faktoren, die den Lehrstoff, ohne ihn zu beeinträchtigen, reizvoller scheinen lassen, dennoch hoch veranschlagt. Es hat sich erwiesen, daß Sendungen, die dynamisch geführt sind und Handlungsmomente enthalten, auch pädagogisch einen starken Widerhall fanden. Als Beispiel dafür mag eine geographische Sendereihe über französische Landschaften gelten, die den Querschnitt durch die einzelnen Landschaften mit der Geschichte von zwei Schulkindern rahmte — Frédéric und Antoinette —, die auf der Suche nach einem verlorenen Buch Brieffreunde oder Verwandte in Lyon, Straßburg oder Paris aufsuchen. So naiv diese Rahmengeschichte sich ausnehmen mag, so bescheiden sie hinter das jeweilige Thema zurücktrat — gewöhnlich machte sie sich nur zu Anfang und Ende der Sendung und um die für die Aufmerksamkeit gefährliche 20. Minute bemerkbar —, sie vermittelte den einzelnen Sendungen einen emotionalen Zusammenhalt und ermöglichte es, die Kinder eine Landschaft und ihre Probleme aus der Perspektive von Gleichaltrigen erleben zu lassen. Die dokumentarische Absicht kam dabei nicht zu kurz. Vielleicht lohnt es sich, bei einer Sendung dieser Reihe — derjenigen über Nordfrankreich — kurz zu verweilen. An einem nebligen Tag kommen Frédéric und Antoinette in

einem kleinen nordfranzösischen Dorf an: Gelegenheit, eine typisch nordfranzösische Landschaft, Gehöfte und Menschen zu zeigen. Nach einem Besuch in der Dorfschule, suchen sie ihren Onkel auf, der einen großen Bauernhof bewirtschaftet: dabei wird auf die Landwirtschaft als einen wichtigen Erwerbszweig hingewiesen, werden Lebensformen und Sitten geschildert. Der Onkel, der in seiner Jugend in einem Bergwerk gearbeitet hat, erzählt den Kindern vom Kohlenbergbau: sein Bericht wird von Dokumentaraufnahmen aus einem Bergwerk begleitet; die einzelnen Arbeitsvorgänge werden zuvor durch ein Zeichentrickschema verdeutlicht. Einige weitere, für Nordfrankreich bezeichnende Aspekte werden ähnlich eingeführt und dargestellt: Schiffahrtskanäle, Spinnereien und Webereien. Ein Teil der Aufnahmen für diese Filmsendung — diejenigen mit Frédéric, Antoinette und ihrem Onkel — waren eigens für das Schulfernsehen hergestellt worden; der Rest wurde mit Aufnahmen aus bereits vorhandenem Dokumentarfilmmaterial zusammengestellt. Im Gegensatz zu dieser Sendung werden allerdings in den meisten Sendungen Live- und Filmelemente gemischt; manche Sendungen, zum Beispiel die Theatersendungen und szenisch bearbeitete historische Stoffe werden auch durchweg live gesendet. Als Programmform hat sich weitgehend das Feature durchgesetzt.

Da das Schulfernsehen gezielte Sendungen herstellt, kann der unmittelbar angesprochene Publikumskreis verhältnismäßig leicht abgesteckt werden. So ist es nicht zu schwierig, jeweils die Fragen: Wird das Publikum von der Sendung angesprochen und in welcher Richtung wirkt sie? Die Schulfernseh Abteilung versendet darum zu jedem Programm sogenannte Abhörzettel, die durch eine Reihe ausführlicher Testfragen das Urteil des Lehrers und der Schüler über die Sendung zu erforschen suchen. Nachdem jetzt rund 3 000 Geräte in den Schulen aufgestellt sind (zum Vergleich: in England sind inzwischen etwa 600 Schulen ausgerüstet) und damit idealerweise 200 000 bis 300 000 Schüler einer Sendung folgen können, erzielt man durch die Abhörzettel recht breitgestreute Ergebnisse. Darüberhinaus hat die Forschungsabteilung des Schulfernsehens spezielle Tests durchgeführt. Aus den bisherigen Ergebnissen und Erfahrungen haben sich Ansätze zu einer Dramaturgie des Schulfernsehens herausgeschält. Als eine Grundforderung drängte sich dabei ein übersichtlicher, eindeutiger Aufbau der Sendung heraus, der die einzelnen Abschnitte nachdrücklich voneinander trennt, das Wichtige sichtlich unterstreicht, notfalls im wörtlichen Sinne durch Unter- oder Zwischentitel. Die ästhetisch oft befriedigenden gleitenden Übergänge, die kunstvolle Verschachtelung, selbst die Rückblenden, sind verpönt. Es sei denn, man stelle sie ausdrücklich als solche heraus. Eine einsichtige lokale und gradlinige chronologische Struktur wird bevorzugt. Mit dem Bedürfnis nach Klarheit hängt es zusammen, daß erklärende Zeichentrickschemata zur Erläuterung komplizierter Vorgänge unbestreitbar die Gunst des Schulfernsehpublikums genießen. In der

erwähnten Sendung übertraf die so eingeleitete Sequenz über den Kohlenbergbau selbst die Wirkung der dramatisch oder emotional gefärbten Abschnitte. Auch der bildparallele Kommentar fördert das Verständnis und unterstützt das Erinnerungsvermögen. Gegenstände oder Vorgänge, die nicht durch das Wort hervorgehoben werden, gehen leicht unter. Der pleonastische Gebrauch von Bild und Wort, den die moderne Dramaturgie weithin ablehnt, ist im Schulfernsehen gerechtfertigt. Auch Objekte, die nur gezeigt werden, nur in deskriptiver Form erscheinen, prägen sich kaum ein. Die Schüler wollen sie im Gebrauch sehen. In einer Sendung über die „Atmung“ hatte das zusammensetzbare Körpermodell, an dem der demonstrierende Lehrer Bronchien und Lungen zeigte, schwachen Erfolg; dagegen wurde ein Zeichentrickschema, das Einatmen und Ausatmen darstellte, stark bemerkt; ebenfalls ein Gerät für künstliche Atmung, das von zwei Feuerwehrleuten vorgeführt wurde. Dynamische Darstellung ist der statischen jeweils vorzuziehen, geradlinige Führung der verschachtelten, langsamer Rhythmus dem raschen, eindringlicher Hinweis dem flüchtigen Eindruck.

Hatten Gegner des Schulfernsehens ursprünglich gegargwöhnt, es werde den Lehrer verdrängen, so hat die Erfahrung erwiesen, daß vorwiegend der Lehrer für die Nachwirkung einer Sendung den Ausschlag gibt. Vorbereitung und zusammenfassende Auswertung fallen schwer ins Gewicht. Allerdings haben die Pädagogen oft darauf hingewiesen, nur Sendungen mit „Schockwirkung“, also mit einem ausgeprägt emotionalen Gehalt eigneten sich dafür. Wie Untersuchungen ermittelt haben, wird der Kenntnisstand der Schüler in jedem Falle von einer guten Sendung positiv beeinflusst, ungleich nachhaltiger jedoch, wenn die Sendung vom Lehrer „gerahmt“ wird. In zwei Klassen mit verschiedenem Wissensindex a) 4,89, b) 6,51 wurde die gleiche Sendung gezeigt; in a) mit, in b) ohne Vorbereitung. Nach der Sendung wies a) den Index 6,07, b) den Index 6,80 auf. Bei a) konnte man also einen Anstieg von 1,16, bei b) nur von 0,29 feststellen.

Man müßte übertreiben, wollte man behaupten, das französische Schulfernsehen sei vollkommen oder die Lehrer hätten es enthusiastisch übernommen. Überall, wo es benützt wird, erfährt das Schulfernsehen jedoch, von der manchmal vehementen Kritik an einzelnen Sendungen abgesehen, begeisterte Zustimmung. Vor allem die Landschulen sind für diese Bereicherung dankbar, die den Horizont der Schüler erweitert. Für viele gleichartige Äußerungen sei hier die Bemerkung eines Dorflehrers wiedergegeben: „Wieviele Schwierigkeiten gab es vor der Aufstellung des Fernsehgeräts, um aus den ausgetretenen Wegen herauszukommen: ‚Mama spült das Geschirr oder melkt die Kühe.‘ ‚Papa arbeitet auf dem Acker‘, wenn es nicht ‚raucht seine Pfeife‘ hieß. Welche Bereicherung bringt uns das Fernsehen. Ich blättere in den Heften und lese: ‚Grammatikbeispiel: Schwerbeladen schwimmt der große Lastkahn die Strömung hinunter und legt an der Schleuse an.‘ Oder: ‚Ge-

schmeidig und behend springt der Indianer über einen Baumstumpf.' In der höheren Schule dagegen kämpft das Fernsehen noch gegen mancherlei Widerstände und findet bis jetzt nur beschränkten Zugang. Auch hört man hie und da — gewöhnlich allerdings von Leuten, die das Fernsehen nicht benützen —, das Fernsehen biete gegenüber dem Lehrfilm nichts Neues. Ohne hier systematisch abzugrenzen, kann man bemerken, daß der Unterrichtsfilm allein durch gewisse äußere Umstände — der Film muß gewählt, bestellt, eingelegt, wieder zurückgesandt werden, eine Bildwand wird aufgezogen, zur Abwechslung reißt er auch einmal — als Sonderfall, als Zugabe, und so ausgezeichnet und wertvoll er auch sein möge, als *spectaculum* wirkt. Beim Fernsehen dagegen genügt es, den Knopf zu drehen und allenfalls Bildschärfe oder Lautstärke zu berichtigen. Auch wird das ständig vorhandene Gerät zu einem vertrauten Gegenstand, der als technische Neuheit lediglich in den ersten Tagen erregt.

Inzwischen hat das französische Schulfernsehen zu einem neuen Experiment angesetzt. In einem Pariser Gymnasium — dem Lycée de Sèvres — bereitet man nach amerikanischem Beispiel eine interne Schulfernsehanlage vor, die es erlaubt, Unterrichtsstunden durch die Fernsehübertragung einer größeren Anzahl von Schülern zugänglich zu machen. Mit diesen eigens auf die Fernsehgegebenheiten zugeschnittenen Unterrichtsstunden hat man in den Vereinigten Staaten vorzügliche Erfolge verzeichnet und gleichzeitig dem Lehrermangel abhelfen können. Diese Überlegung steht auch beim französischen Experiment Pate. Dabei wird kein anonymen Fernsehlehrer auftreten, sondern ein Pädagoge, der auch außerhalb des Fernsehens mit den Schülern in Verbindung steht und sie kennt. Das Hauptgewicht soll aber weiter aus dem Schulfernsehen als Unterrichtshilfe und Unterrichtsergänzung liegen. In beiden Fällen jedoch entspricht das Schulfernsehen dem Bedürfnis, die Schule dem Leben zu nähern. Jene Instrumente, in deren Bann und Abhängigkeit der Mensch zu geraten scheint, werden so von Erziehung und Bildung in Dienst genommen. Im Schulfernsehen öffnet sich für jene, die die modernen Kommunikationsmittel nicht als unheilbar kulturfeindliche Popanze verdammen, sondern die glauben, daß diese Mittel einer Welt gemäß sind, die durch die modernen Erkenntnisse verändert worden ist, ein weites und noch unübersehbares Experimentierfeld. Was sich hier und dort in einem Film-Essai zaghaft als eine ungewohnte Form des Denkens oder der Bildungsvermittlung ankündigt, kann im Schulfernsehen zur ständig unternommenen Eroberung neuer Aspekte unserer Welt und unseres Lebens werden. In dieser Doppelfunktion muß die Aufgabe des Schulfernsehens gesehen werden: Vermittlung traditioneller Inhalte auf neue Weise und Erschließung bisher unzugänglicher Inhalte. In solcher Beleuchtung ist das Schulfernsehen nicht nur nützlich, sondern gar nötig.

DIETER HOFFMANN

Lyrik und Lyriker in Mitteldeutschland

Erfahrungen eines Redakteurs

Fünf Jahre nach Kriegsende konnte man in mitteldeutschen Antiquariaten noch prächtige Ausgaben avantgardistischer Lyrik der Zwanziger Jahre kaufen, oft sogar unter Preis. Lasker-Schüler, Benn, Trakl, Heym, Haringer, Stramm sind einige Namen, denen man häufig begegnete. Wenig später aber gab es fast nichts mehr dergleichen. Die Nachfrage stieg. Vor allem die Jugend interessierte sich jetzt plötzlich für die Moderne. Bisher hatte ich die Erfahrung gemacht, daß sich mit meiner eigenen Generation nicht gut über Kunst reden ließ und vielmehr die Alten die Jungen waren. In der Hauptsache gilt das freilich auch heute noch.

Als 1956 eine gesamtdeutsche Lyrik-Anthologie im Osten herauskam, wurde sie schnell ausverkauft. Nicht wegen der Agitations- und Heimatdichtung, sondern wegen der paar westdeutschen Autoren Bachmann, Bächler, Bender, Celan, Heißenbüttel und Höllerer, die man sonst nie zu Gesicht bekommen hätte. Übrigens war dies die erste und meines Wissens wohl auch die letzte gesamtdeutsche Lyrik-Anthologie auf östlichem Boden. Viel konzilianter hat sich der Westen verhalten und mehr mitteldeutsche Autoren zu Wort kommen lassen. Leider hat man dabei selten die richtigen Leute gefunden. Wer Rudolf Ibels Jahrbuch „Das Gedicht“ (1956/57) daraufhin ins Auge faßt, wird kaum mit folgender Stelle im Geleitwort des Herausgebers übereinstimmen: „Die vorliegende Folge bekommt ein besonderes Gewicht durch die von Peter Huchel besorgte Auswahl junger Lyrik aus der DDR. Diese räumlich leider etwas begrenzte Lese vermittelt einen Einblick in die Thematik und Formen jenseits der Elbe, der den Freunden des Gedichts willkommen und für manchen wohl auch überraschend sein wird.“ Gewiß werden Huchel und Ibel nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt haben, denn von der offiziellen DDR-Lyrik ist das tatsächlich noch das Beste. Zwei Star-Poeten fehlen allerdings: Erich Arendt, der als Neruda-Übersetzer Bemerkenswertes leistet, in seiner eigenen Produktion aber zu sehr seinem Vorbild verpflichtet ist; und Georg Maurer, ein staatsershaltender Klassizist, wie sie immer und überall gebraucht werden. Immerhin haben es beide verstanden, im Osten „inselwürdig“ zu werden, das heißt, im dortigen Torso des Insel Verlages zu erscheinen. Selbstverständlich fühlen sie sich den Agit-Prop-Dichtern weit überlegen.

Ja, es gibt Schlimmeres, und der bundesdeutsche Leser mag schon überrascht sein, wenn er im Osten nur einigermaßen gefällige Lyrik antrifft, deren Ideologie ihn nicht brüskiert. Die Form interessiert auch hier in

zweiter Linie. Daß es umgekehrt sein müßte, auch in der Lyrik so, wie nach Max Liebermann in der Malerei: ein gutgemalter Kohlkopf besser als eine schlechtgemalte Madonna, sollte ausgesprochen werden. Die Freunde der Dramatik — man denke an den vielgespielten Brecht — sind den Lyriklesern weit voraus. (Charakteristisch, daß gerade aber Ibel gegen Brecht eingestellt ist.) Der einzig Bedeutsame jener östlichen Lese dürfte Wolfgang Hädecke sein. Bibliographische Daten ließen erkennen, daß er — im Gegensatz zu seinen „Kollegen“ — im Osten noch keinen Gedichtband publizieren konnte, und während ich diese Zeilen schreibe, höre ich, daß er inzwischen auch die Zone verlassen hat.

Vielsagend, daß Peter Huchel, dessen dichterische Qualitäten über jeden Zweifel erhaben sind, sich selbst nicht an der Anthologie beteiligte. Sein Fehlen ist ein ernster Verlust. Aber in diesem Zusammenhang hätte er sich mit seinen Protégés in eine Reihe stellen müssen, und das ist ihm denn doch nicht geheuer. Es war ihm lieber, als Einzelner und mit Ausnahme der Berlinerin Christa Reinig auch als einziger der mitteldeutschen Autoren ein „Lyriker der Jahrhundertmitte“ zu sein. Im Osten geht Huchel äußerst sparsam mit seinen Gedichten um; er läßt sie zu- meist erst im Westen erscheinen. Das verstärkt auf beiden Seiten seinen Ruhm, der unter normalen Verhältnissen eben halb so groß wäre. Huchel steht an exponierter Stelle als Chefredakteur von „Sinn und Form“, einer ebenso repräsentativen wie repräsentatiösen Literaturzeitschrift, deren Niveau er von Mal zu Mal neu verteidigen muß gegen eine Parteidoktrin, die zwischen innenpolitischer und außenpolitischer Meinungsbildung schwankt.

Den wirklich üblen Versemachern, die man, Gott Lob, im Westen höchstens zum Scherz oder als Abschreck gelegentlich einmal veröffentlicht haben mag, etwa Kuba, Hermlin, Zimmering, tut man schon mit der Nennung ihrer Namen zuviel Ehre an. Lassen wir sie undiskutiert. Nur aus ihrem Verhalten sei eine Episode berichtet: Max Zimmering ereiferte sich im Herbst des Jahres 1957 gegen die Einfuhr westdeutscher Bücher, besonders gegen Sartre und Köppen — beides bekanntlich Antifaschisten — indem er naiv erklärte: „Die Leute, die lesen lieber sowas als uns, das ist kein Zustand.“ Als ob Herr Zimmering nun vielleicht gelesen würde. Auf jeden Fall geht es hier nicht um die Solidarität der Ideologie, sondern gerade um ihre Verleugnung zugunsten merkantiler Interessen. Offenbar hat Zimmering nicht daran gedacht, daß Bert Brechts Manuskripte für Westmark ausgeführt werden, um als Bücher des Suhrkamp Verlages gegen Zahlung von Westmark wieder eingeführt zu werden. Aber vielleicht würde er seinen Landsleuten, könnte er wie er wollte, auch Brecht vorenthalten. Wer weiß.

Grotesk ist es auch, wie gerade die Feinde moderner Dichtung zu ihren Epigonen werden. So steht der Spitzenfunktionär der NDPD,

Franz Fühmann, in einem jämmerlichen Abhängigkeitsverhältnis zu Gottfried Benn.

Die Abhängigkeit vom Expressionismus brach ums Jahr 1955 bei vielen recht „spontan“ aus. Sie durften plötzlich. Was verantwortungsvolle Künstler, vor allem Musikerkreise, lange Jahre vergeblich gefordert hatten, nämlich den historischen Expressionismus endlich auch als „kulturelles Erbe“ anzuerkennen, war auf einmal da. Eine Anthologie „Die Lyrik des Expressionismus“ wurde vorbereitet. Es wäre ein Wunder, wenn sie je noch erschiene. Das Ergebnis der kurzen Atempause war leider, daß der Expressionismus vogelfrei wurde für Epigonen, die sich seiner Worte bedienten und oft billigste Heimatdichtung damit ausstaffierten. Von der Sprache überhitzter Kinoreklamen glaubte man, das sei nun die Ausdruckskunst, mit Metaphern wie „Dschungel des Hasses“ versuchte man moderne Dichtung zu machen. Allen voran Peter Jokostra, der aber dann die Abkehr vom Ost-Expressionismus nicht überstand und seit wenigen Wochen ebenfalls nach dem Westen, und zwar gleich nach Frankreich, gegangen ist.

Über das ganze literarische Vakuum aber muß man die Frage stellen: „Was wäre in Mitteldeutschland heute noch für ein lyrisches Potential wirksam, wenn es keine ‚Republikflucht‘ gegeben hätte?“ Die Frage scheint unnütz, weil sie sich durch eine deutsche Einheit, zumindest im Geistigen, von selbst erledigen würde. Dennoch sollte man sich mit dem Wenn befassen. So wird man den vielgelesenen West-Autoren Hermann Kasack und Rudolf Hagelstange von den älteren begegnen, Günter Bruno Fuchs, Horst Bingel, Gerhart Neumann und Heinz-Winfried Sabais von den jüngeren. — Was wäre weiterhin, wenn die Austreibung aus den deutschen Ostgebieten nie geschehen wäre, Kurt Leonhard, Wolfgang Weyrauch, Paul Celan, Günter Grass, Josef Mühlberger, Friedrich Bischoff, Heinz Piontek noch in der Heimat säßen?

Nicht auszuschweigen ist auch die dritte Frage: was wäre, hätten nicht manche Prominente in der Zone so erschrecklich nachgelassen? Johannes R. Becher war der bekannteste Fall. Ebenso namhaft dürften aus den Zwanziger Jahren auch der Dada-Inspirator Wieland Herzfelde und der Sturmdichter Kurt Liebmann sein. — Nell Walden hatte in ihrem Erinnerungsbuch ein Gedicht von Kurt Liebmann abgedruckt. Ich sagte es ihm. Da geriet er ganz aus dem Häuschen und fragte, ob man das Buch nicht irgendwie kaufen könnte. Ich riet ihm, sich doch bei Nell Walden wieder in Erinnerung zu bringen, sie oder der Verlag würden ihm doch gewiß ein Belegexemplar schicken. Er begeisterte sich; ich müsse unbedingt seine Manuskripte sehen, das jammervoll viele Ungedruckte. Einige Monate später trafen wir uns wieder. Ich hatte angenommen, daß er nun das Sturmbuch besaß. Aber er winkte müde ab, es könnte ihm Unannehmlichkeiten bringen. Bald hatte er endgültig seine revolutionäre Vergangenheit verleugnet; was er als Kunstkritiker getan

hatte, vollendete er geradezu selbstzerstörerisch mit einer Monographie über den einstigen Konstruktivisten Oskar Nerlinger, worin er dessen Entgleisungen feiert und Parallelen zu den eigenen zieht. Aber nach geraumer Zeit klagte mir Liebmann sein Leid, die Genossen verstünden ihn nicht und begännen jetzt sogar, ihm die Erotik seiner frühen Gedichte vorzuwerfen. Niemand wolle ihn haben. Aber das stimmt nicht ganz. Nell Walden und Lothar Schreyer haben bewiesen, daß sie in ihm einen der wenigen bedeutenden Sturmdichter sahen. — Liebmann gehört einer tragischen Generation an; wie er seine Gesinnung verkaufte, so verkaufte Nell Walden ihre Sammlung. Eine Sammlung besaß Liebmann nicht!

Von Rudolf Leonhard ist mir nicht bekannt, ob er später schwächer geworden ist, ich glaube eher, er hat ganz auf die Lyrik verzichtet. Auf alle Fälle hatte er den Mut gehabt, seine frühen Sonette in einem Westberliner Verlag neu herauszubringen. Resigniert schmunzelnd erzählte er mir eine Anekdote: Er hatte einer führenden SED-Zeitung ein Gedicht eingesandt, das mit dem Bemerken zurückkam, er solle sich doch einer „Arbeitsgemeinschaft Junger Autoren“ anschließen, wo er allertand lernen könne. Zufällig stand Leonhard einer solchen Arbeitsgemeinschaft als Pate vor. Und das Gedicht stammte aus der großartigen Anthologie „Menschheitsdämmerung“. Leonhard war ein ausgemachter Feind Bechers und starb, als dieser Kulturminister wurde. Gerüchte über Selbstmord hielten sich hartnäckig. Sein Nachlaß wird boykottiert, bis jetzt ist noch keine Zeile erschienen. Er hatte sich in den Jahren der Emigration umsonst bemüht, seine Schriften für die Nachwelt zu retten.

In Dresden lebte bis vor kurzem ein Lyriker, den ich genial nennen möchte. Er nahm mehr auf sich als nur Mißhelligkeiten: Alfred Christoph, geboren 1930 in Böhmisches-Kamnitz. Er hat Musik studiert und war danach winters bei der Bahnpost beschäftigt, um von dem karg zurückgelegten Gelde im Sommer schreiben zu können. Ein Werk wie das seine entsteht nicht nebenbei. Seit Jahren arbeitet er an Dramatik und Lyrik. Allem Journalismus ist er abhold, so ist seine Existenz auch hier gefährdet oder in Frage gestellt. Er war ein besessener und belesener Kenner Franz Kafkas und Robert Musils, lange bevor es im Westen zum guten Ton gehörte, sie zu lesen. Der greise Albert Soergel schätzte Christophs Dramatik hoch ein, leider war der Literaturhistoriker in der letzten Zeit ohne Einfluß, und heute lebt er schon nicht mehr.

Zwei Altmeister, Gottfried Fischer-Gravelius in Dresden und Friedrich Schult in Güstrow, hatten anfangs das Glück, westdeutsche Verlage zu finden. Sie können sich aber um ihr weiteres literarisches Fortkommen im Westen nicht umtun, weil sie sich, wie Schult als Hüter des Barlach-Hauses, in der Heimat eine moralische Aufgabe gestellt haben.

Noch zwei andere Lyriker leben in Dresden, Fritz Gay, der dem Kreis um Martin Raschke und der „Kolonne“ nahestand, und Christian

Petschke, der aus der Nähe des George-Kreises zur Neuromantik Hesses und Carossas gefunden hat. Gay schreibt Texte für Puppenspiele, unterhält ein eigenes, sehr kultiviertes Schattentheater, und obwohl, oder gerade weil er in der Lyrik sein Bestes leistet, hat der heute Fünfzigjährige seine lyrische Produktion auf sieben Gedichte zusammengestrichen. Man glaubt diesen Gedichten die Konzentration. Petschke ist Erbe einer namhaften Schirmfabrik, aus der nun ein Kleinbetrieb geworden ist. Er hatte genug menschliche Größe, sich umzustellen und ist vielleicht der einzige wahrhaft „werk tätige“ Dichter in Mitteldeutschland. „Erz Lorbeer Schmetterling“ ist das Manuskript betitelt, das er für eine spätere Veröffentlichung bereit hält. Es kennzeichnet und umschließt die drei Ausdruckssphären seines Werks.

Beide Lyriker lernte ich durch das Feuilleton kennen, das ich an einer Dresdener CDU-Zeitung betreute. Es wich von der Linie ab, durfte sich das anfänglich auch leisten, um den kulturpolitischen Unterschied zur SED zu betonen und die Öffentlichkeit glauben zu machen, es gäbe keine Ein-Parteien-Doktrin. Das ging bis zum Winter 1957/58. Dann fühlte sich die CDU verpflichtet, sich mit den Forderungen der SED solidarisch zu erklären. Seither wurden weder Gay noch Petschke gedruckt. Das Feuilleton erwähne ich, um zu zeigen, daß es sonst kaum mehr nennenswerte Lyriker in Mitteldeutschland gibt, denn das Abweichen von der Linie hatte sich herumgesprochen und hätte die vernachlässigten Lyriker hervorgehoben. Der Vollständigkeit halber will ich noch die wenigen lesbaren Lyriker erwähnen, die sich meldeten, teilweise von der Lausitz und von der Ostsee her. Sie heißen Manfred Krahmer, Gottfried Unterdörfer, Heinz Schramm, Karl-Heinz Robrahn. Robrahn hat sogar einen katholischen Verlag gefunden, aber das kann bekanntlich nicht jeder.

Das literarische West-Ost-Gefälle ist ein künstliches, ein politisches oder unter politischen Bedingungen entstandenes. Das schlesische Breslau, der alte Berliner Osten, das Leipzig Kurt Wolffs und seines „Jüngsten Tages“, das Dresden eines Theodor Däubler, Ludwig Meidner, Ernst Wilhelm Lotz und das Hellerau eines Jakob Hegner Verlages — dies alles wäre aktiv wie je. Doch fehlt die Freiheit der Verlage und der Literaturkritik, die Freiheit zweier unschätzbaren literaturbildender Faktoren. Man könnte die Wenn-Fragen ins Uferlose ausdehnen und eine beträchtliche Zahl derer zusammenbringen, deren Geburtsort im Osten liegt. Wieviele von ihnen würden vielleicht wieder in ihrer Vaterstadt leben wollen, wenn die politischen Verhältnisse andere wären. Es ergibt sich also, genau betrachtet, kein Gefälle zugunsten der westlichen Kultursphären, sondern eine, wenn auch imaginäre, Harmonie einer deutschen, einer europäischen Kultur und Poesie. Daß sie im Augenblick imaginär sein muß, ist die große Schuld des Bolschewismus. Sie rächt sich an ihm, indem sie ihn dürftig und nackt läßt.

Alexander von Humboldt als Politiker

Die geistige Erscheinung von Humboldt ist von der wunderbaren Einheit einer sich stets gleichen, zur reichsten Entfaltung gelangten Natur, in der wissenschaftliche und künstlerische Anlagen so glücklich verbunden waren. Monumentalität und Folgerichtigkeit seines im „Kosmos“ gipfelnden Lebenswerkes beruhen auf einem Plan, der ihm sehr früh vorgeschwebt hat. Wenn aber Humboldt immer wieder von der Unwandelbarkeit seiner Ansichten sprach, dachte er nicht an seine wissenschaftliche Gesamtanschauung, erst recht nicht an Meinungen im Einzelnen. Bei diesen war er sogar stets darauf aus, hinzuzulernen und seine Belehrbarkeit als Gelehrter zu beweisen. Seinen Stolz setzte er daran, in einem „vielbewegten“ Leben die politischen Gesinnungen nicht geändert, den Ideen seiner Jugend die Treue gehalten zu haben.

Humboldt war zwanzig Jahre alt, als er mit Georg Forster im Juli 1790 zum ersten Mal nach Paris kam. Man war gerade daran, auf dem Marsfeld den Jahrestag der Revolution zu feiern. Humboldt war aufs tiefste beeindruckt: „So wie vielleicht für die Geschichte des europäischen Menschengeschlechts keine Zeit wichtiger als die jetzige ist, so wird mir auch diese kurze Epoche meines Lebens immer die lehrreichste und unvergeßlichste sein. Der Anblick der Pariser, ihrer Nationalversammlung, ihres noch unvollendeten Freiheitstempels, zu dem ich selbst Sand gekarrt habe, schwebt mir wie ein Traumgesicht vor der Seele.“ Fast zur gleichen Zeit schreibt er: „Deutschland wird noch lange anstaunen, prüfen, vorbereiten — und den entscheidenden Augenblick versäumen.“

Schon Ferdinand Gregorovius hat, als er 1880 im Auftrag der Familie die Briefe von Humboldt an seinen Bruder herausgab, darauf hingewiesen, daß Humboldt mit seiner Einstellung zur französischen Revolution in seinem Lande bald fast allein stand und von den Großen nur der einsame Denker Kant durch die Greuel der Schreckensherrschaft nicht beirrt worden war. In dem „Streit der Fakultäten“ vom Jahre 1798 sprach er offen seine Bewunderung für die französische Revolution aus, dieser „Begebenheit unserer Zeit“ schlechthin, und war von der dereinstigen Erreichbarkeit ihrer nie mehr aus der Welt zu schaffenden Ideale in einer freien, den Angriffskrieg ausschließenden Verfassung überzeugt.

Später betonte Humboldt, er habe den Ideen der Großen Revolution schon vor 1789 gehuldigt. Die Geschichte seiner Jugend bestätigt dies. Wesentlich ist, daß er die Krise überwand, der sein Bruder, Schiller und so viele andere, die von der Revolution zuerst begeistert waren, erlagen. Das geschah nicht aus einem abstrakten Doktrinarismus. Ein

solcher war ihm aus Naturanlage und Denkrichtung fremd. Den Ausschlag gab die realistische Beurteilung der Dinge. Er sah in dem weltbewegenden Prozeß, dessen Zeitgenosse er war, eine historische und soziale Zwangsläufigkeit. Die Moral der Sache ergab sich ihm aus dem faktischen Hergang. Die unhaltbaren Zustände haben die Umwälzung heraufbeschworen, für die Gewaltsamkeiten und Grausamkeiten war nicht die Revolution verantwortlich, sondern die sie herausfordernde Reaktion. Weder die Revolution noch Napoleon waren für ihn ein böses Prinzip. Als er 1807 die Franzosen in Berlin erleben mußte, dachte er auch an jene, „die den verheerenden Sturz vorbereitet haben und an die Ereignisse, die das voraussehen ließen.“ Sein Zorn richtete sich gegen die Verächter und Leugner von dem, was die Revolution versprach, von bürgerlicher Gleichheit und Freiheit und von Toleranz.

Eine politische Wirksamkeit, die Einflußnahme auf Staatsgeschäfte, war Humboldt nicht beschieden. Es ist auch sehr fraglich, ob er die Gelegenheit wahrgenommen hätte, eine ihm das ermöglichende Stellung anzunehmen. Als er 1810 Kultusminister werden sollte, zog er es vor, in Paris zu bleiben. Humboldt war kein Politiker, sondern ein Mann der Wissenschaft mit ausgeprägten politischen Ansichten und dem Anspruch, daß andere, dazu Berufene, nach richtigen Grundsätzen handeln, ihren Eigennutz und den ihres Standes zurückstellen sollten. In seiner Pariser Zeit begnügte er sich, ein unbestechlicher Beobachter und Kommentator zu sein, Gleichgesinnte zu unterstützen und ihre Bestrebungen zu fördern, im übrigen das zu tun, was ihm seine Menschenliebe und sein Gerechtigkeitssinn geboten. Während der Besatzungszeit nach dem Sturz von Napoleon wirkte er, der Vertraute seines Königs, dem ungestümen Nationalismus seiner Landsleute mäßigend entgegen und verurteilte die Unterstützung der französischen Reaktion durch die Sieger. Das brachte ihn zum ersten Mal jene Anfeindungen ein, von denen er sich niemals schwankend machen ließ.

Zu keiner Zeit hat Humboldt den französischen Verhältnissen gegenüber die Kritik verloren oder sie nach einem anderen Maß gemessen als die in der Heimat. Nichts bezeugt dies klarer als die Äußerung zu dem Rechtsgelehrten Eduard Gans nach der Juli-Revolution 1830: „Glauben Sie mir, lieber Freund, meine Wünsche stimmen mit den Ihren überein, aber meine Hoffnungen sind schwach. Seit vierzig Jahren seh' ich in Paris die Gewalthaber wechseln, immer fallen durch eigene Untüchtigkeit, immer treten neue Versprechungen an die Stelle, aber sie erfüllen sie nicht, und derselbe Gang des Verderbens beginnt auf's neue. Ich habe die meisten Männer des Tages gekannt, zum Teil vertraut, es waren ausgezeichnete, wohlmeinende darunter, aber sie hielten nicht aus, bald waren sie nicht besser als ihre Vorgänger, oft wurden sie noch größere Schufte. Keine Regierung hat bis jetzt dem Volke Wort gehalten, keine ihre Selbstsucht dem Gemeinwohl untergeordnet. Solange das nicht geschieht, wird keine Macht in Frankreich dauernd bestehen. Die Nation

ist noch immer betrogen worden, und sie wird wieder betrogen. Dann wird sie auch wieder den Lug und Trug strafen, denn dazu ist sie reif und stark genug.“

In Paris fühlte sich freilich Humboldt, umgeben von vielen Freunden gleichen Strebens, politisch zu Hause. Anders wurde es, als er 1827 unter dem Zwang seiner materiellen Unfreiheit dem königlichen Wunsch zur Rückkehr in die Heimat gefolgt ist. In Berlin war er dann diensttuender Kammerherr zweier Könige und repräsentierte Kultur und Wissenschaft am Hofe mit der ihm so zusagenden Aufgabe, gelehrte Angelegenheiten zu fördern. Sowohl Friedrich Wilhelm III. als Friedrich Wilhelm IV. schätzten Humboldt hoch, und er hat seinen königlichen Herren die liebevolle Achtung nicht versagt, die sie durch ihre menschlichen Eigenschaften verdienten. Eine tiefere geistige Verständigung gab es aber mit ihnen nicht. Sie folgten auch in allem Wesentlichen ihren politischen Ratgebern, deren letzte Weisheit war: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten. Dünkel der Junker, Engstirnigkeit der Bürokraten und Frömmerei der Hofschranzen gaben den Ton an. Humboldt kam sich vor wie in der Wüste. Es begann für ihn die Zeit voll der Klagen, was alles ihm im Leben nicht erspart bliebe, wenn er daran denke, welche Hoffnungen er einst hegte. Nicht nur in Preußen herrsche die trübste Reaktion. Von Frankreich her sei nichts Gutes zu erwarten. Nach der Freveltat 1852, dem Staatsstreich von Napoleon III., fühlte sich Humboldt als ein Verbannter und betrat nie mehr französischen Boden. Die Bindungen von Preußen an das Zarenreich empfand er als einen Alldruck. Einer der wenigen Lichtblicke war für ihn die Vermählung des nachmaligen Friedrich III. mit der Tochter der Königin Victoria als Zeichen der Annäherung an ein freiheitliches Land.

Schatten ohne Licht gibt es nicht. Humboldts Schilderung seiner Berliner Existenz ist von übertriebener Dürsterkeit. Die Besten im Lande ehrten in ihm den Geist von weltbürgerlicher Hoheit. Für viele, auch für Höchstgestellte, war es ein Trost, sich mit ihm auszusprechen. Goethe empfand es als eine wunderbare Fügung, daß Karl August die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin mit Humboldt verlebte. Wem sonst hätte dieser große Fürst seine Sorgen anvertrauen können über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen zum Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregung. „Dazu sind es unwahre Burschen, die sich dadurch angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten. Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen“. Bei den breitesten Volksschichten erfreute sich Humboldt einer Popularität, die er durch seine offenen Sympathien mit ihren politischen Ansprüchen erwarb, und die sich wiederholt bekundete, auch 1848.

Humboldt gehörte nicht zu den Regierenden, was er offenkundig oft vergaß, weil er sich unter ihnen befand. Keineswegs war er aber, von

seiner Gelehrtentätigkeit ganz abgesehen, auf ein totes Geleise geschoben. Sein Weltansehen war nach Erscheinen des aus seinen Vorträgen in der überfüllten Singakademie hervorgegangenen „Kosmos“ noch größer geworden. Sein bis zum Tode unermüdliches Schaffen war Gegenstand höchster Bewunderung. In dem gelehrten Leben von Deutschland nahm er eine überragende Stellung ein. All dies ermöglichte ihm eine weit- und tiefreichende Wirksamkeit, bei der er dank seiner diplomatischen Geschicklichkeit und der königlichen Unterstützung auch auf politische Erfolge nicht zu verzichten brauchte.

Als höchster Ratgeber für Kultur und Wissenschaft konnte er verfolgten oder unliebsamen Persönlichkeiten helfen (F. Freiligrath, R. Prutz, H. F. Massmann usw.). Von Anfang an hat sich Humboldt systematisch gegen die staatsbürgerliche Zurücksetzung der Juden gewendet. Er bekämpfte das 1842 vorbereitete „abscheuliche“ Judengesetz, bei dem man mit biblischen Argumenten operierte. Er half den Benachteiligten, wo er nur konnte. Eine ganze Reihe von Interventionen zugunsten jüdischer Gelehrter gehört in die Geschichte der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Jakob Henle, der einige Jahre später die klassischen „Pathologischen Untersuchungen“ verfaßt hat, wurde 1834 als früherer Burschenschaftler verhaftet und mit Aussicht auf 6 Jahre Festung mehrere Monate in der Hausvogtei in Berlin gefangengehalten. Auf Humboldts Fürsprache wurde er begnadigt. Robert Remak, der bahnbrechende Anatom, dann auch Wegbereiter der Elektrotherapie, konnte sich 1847 nur aufgrund einer von Humboldt bewirkten besonderen Kabinettsordre als der erste jüdische Privatdozent in Preußen an der Universität Berlin habilitieren. Als 1842 der von Humboldt geförderte Physiker Peter Theophil Riess „sehr ehrenvoll“ in die Akademie gewählt wurde, erwirkte er trotz der Quertreibereien des Kultusministers Eichhorn die Bestätigung durch Friedrich Wilhelm IV. Riess wurde damit das erste jüdische Mitglied der Preussischen Akademie der Wissenschaften, obgleich ein schwerwiegender Präzedenzfall vorlag. Der Philosoph von Sanssouci hatte der Aufnahme des Philosophen Moses Mendelssohn in die gelehrte Sozietät seine Zustimmung versagt. Friedrich II. soll aus Rücksicht auf Katharina II. gehandelt haben. Sie war Mitglied der Akademie, und der König habe sich, heißt es, gescheut, ihr einen jüdischen Kollegen zuzumuten. C. G. J. Jacobi, einer der größten Mathematiker des 19. Jahrhunderts, genoß auf seinem dornigen Lebensweg die tätige Anteilnahme von Humboldt. Im Jahre 1841 verschaffte dieser dem verarmten und schwer erkrankten Gelehrten eine rettende Hilfe beim König. Dem dann jung verstorbenen hoch begabten Mathematiker Gotthold Eisenstein unterstützte Humboldt mit Geld, interessierte für ihn Gauss, Dirichlet und Cauchy, erwirkte für ihn ein Gnadengehalt und suchte ihn an einer Universität unterzubringen. Kurz vor dem Tode von Eisenstein setzte er seine Wahl in die Berliner Akademie durch.

Der königliche Auftrag, sich Gelehrter anzunehmen, bot Humboldt den Vorwand, sich für den wahrlich nicht wegen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit polizeiwidrig empfundenen Ferdinand Lassalle zu verwenden. Lassalle war noch Student als Humboldt ihn kennenlernte. Er fand Gefallen am scharfen Verstand des jungen Mannes, besonders seitdem sie einen Streit über Hegel hatten, bei dem, wie sich nachher Humboldt überzeugte, sein Gegner im Recht war. Humboldt versah Lassalle, als dieser Ende 1846 zu seinen Heraklit-Studien zum zweiten Mal nach Paris ging, mit Empfehlungen an französische Gelehrte. Lassalle veranlaßte Humboldt zu einer persönlichen Verwendung für Heine beim König, wollte sogar den darob entsetzten Humboldt in seinen Kampf für die Gräfin Sophie Hatzfeld hineinziehen. Als Ende 1857 die zwei Bände von „Die Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos“ erschienen waren, las der 88jährige Humboldt das Werk von über 850 Seiten in drei Nächten durch und lud den Autor zu sich, um mit ihm darüber zu sprechen.

Im Juni 1858 sollte Lassalle polizeilich gezwungen werden, Berlin zu verlassen. Er rief die Vermittlung von Humboldt und seines berühmten Lehrers August Böckh an. Sie war jedoch vergeblich. Darauf richtete er, mit einem Schreiben von Humboldt unterstützt, ein Gesuch unmittelbar an den Prinzen von Preußen, das sein Gönner „lang aber sehr klug“ fand. Lassalle stellte sich darin mit großem Wortaufwand als einen unpolitischen, durch seine Pythagoras-Studien an Berlin gebundenen Gelehrten hin und bat um den Schutz seiner wissenschaftlichen Existenz, die durch die Ausweisung bedroht sei. Der Prinz neigte zu einer günstigen Erledigung und sagte sie Humboldt zu. Die Kreuzzeitung vom 22. Juli griff Humboldt und Böckh für ihre Intervention zugunsten von Lassalle an: „Es überrascht in vielen Kreisen, zwei Gelehrte sich in die polizeilichen Maßnahmen einer selbständigen Behörde mischen zu sehen.“ Der Polizeipräsident stellte die Vertrauensfrage und der Innenminister Ferdinand von Westphalen (der Schwager von Karl Marx) machte sich die Abwesenheit des Prinzen zunutze. Lassalle mußte am 25. Juni Berlin verlassen. „Mein böser Freund Lassalle — Herakleitos der Dunkle — ist“, schrieb Humboldt, „trotz aller meiner Verwendungen, trotz der mir gegebenen Verheißungen doch verjagt worden. Man gab Hoffnung, der Dunkle werde in einigen Monaten (nach den Wahlen) zum noch dunkleren Pythagoras zurückkehren. Welche Distribution der Gerechtigkeit.“ Am 14. Oktober kam dann Lassalle — Prinz Wilhelm hatte die Regentschaft angetreten und das Ministerium Manteuffel-Westphalen entlassen — wieder nach Berlin zurück.

Das Eintreten für Unterdrückte war für beide Humboldt, das hat einmal Wilhelm von Humboldt sehr schön gesagt, seit ihrer Kindheit eine Herzenssache. Anthropologische und kulturhistorische Forschungen, Erfahrungen in fremden Erdteilen haben dann Humboldt zur Erkenntnis geführt, die er im „Kosmos“ in die unvergänglichen Worte faßte:

„Indem wir die Einheit des Menschengeschlechtes behaupten, widerstreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menschenrassen. Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.“ Er hat mit Bewunderung die Hinterlassenschaft großer altamerikanischer Kulturen auf Gebieten kolonialer Mißwirtschaft gesehen: „Eine dunkle Hautfarbe ist kein Zeichen der Minderwertigkeit . . . Die Barbarei der Nationen ist die unmittelbare Folge von Unterdrückungen, die zu innerem Despotismus und fremden Eroberungen führen. Sie ist immer von fortschreitender Verarmung und Verringerung öffentlichen Wohlhabens begleitet. Freie und mächtige Staatsformen schließen solche Gefahren aus.“ Humboldt war durch seine amerikanische Reise zum Vorkämpfer der Befreiung der Urbevölkerung geworden, die nur Unvernunft hintertreiben könne. „Der Wohlstand der weißen Bevölkerung ist mit jenem der kupferfarbigen Rasse aufs engste verbunden, und es wird keine dauernde Prosperität in beiden Amerikas geben, bis diese unglückliche Rasse, die durch lange Unterdrückung zwar gedemütigt, aber nicht degradiert ist, in allen Vorteilen des Fortschritts der Zivilisation und an der Besserung der sozialen Ordnung teilnehmen kann.“ Die Entwicklung im Neuen Erdteil südlich der Vereinigten Staaten hat diese Voraussage bestätigt.

In welchem Maße Simón Bolívar bei seinem zweiten Pariser Aufenthalt 1804 und dann bei ihrer Begegnung in Italien durch Humboldt beeinflusst worden war, der Libertador zu werden, darüber gibt es eine große Literatur. Daß er es wurde, ist sicher, und er zollte dafür Humboldt stets tiefen Dank. Humboldt verfolgte den südamerikanischen Freiheitskampf mit größter Anteilnahme, unterstützte ihn sogar tätig, weil Bolívar auch die Befreiung der Indianer auf seine Fahnen schrieb: Carlos Montúfar, der Sohn von Juan Pío Montúfar, marqués de Salva Alegre aus Quito und einer Indianerin, der Humboldt und Aimé Bonpland auf weiten Strecken in Südamerika begleitet hat und mit ihnen nach Europa kam, war ein Mitkämpfer von Bolívar. Er wurde, in Gefangenschaft geraten, von den Spaniern am 3. September 1816 in Poyayán erschossen.

Humboldt trat für jede nationale Emanzipationsbewegung ein, die versprach, fremde Tyrannei nicht durch eine in eigener Regie zu vertauschen. Gelegenheiten dafür wahrzunehmen, bereitete ihm keine Schwierigkeiten. Eine öffentliche Vorlesung in der Akademie in Berlin 1827 „Über die Hauptursachen der Temperaturverschiedenheiten auf dem Erdkörper“, ein wahrlich unpolitischer Gegenstand, schloß mit dem Preise des griechischen Freiheitskampfes. Er hatte Beziehungen zu italienischen Patrioten, so zu Alessandro Manzini, den er unter den ersten für die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite vorschlug, der aber die Ehrung abgelehnt hatte. Der letzte Brief an seinen Schützling und Freund, den hervorragenden Gelehrten J. B. Boussingault, der einst

Oberst bei Bolívar war, schloß mit dem Bedauern, wegen Italien werde es wohl Krieg geben, aber die Befreiung von Italien sei unaufhaltsam. Das war zwei Monate vor seinem Tode. Zehn Tage bevor Humboldt starb, begann der Italienische Krieg von 1859.

Bei der Vorbereitung seiner Reise nach dem Ural und Altai (1829) hatte Humboldt die Absicht, in Rußland, wie seinerzeit in Amerika, neben der Natur auch die historisch-politischen Zustände zu studieren. Als es soweit war, mußte er dem Finanzminister Graf Georg von Cancrin das Versprechen abgeben, von der Leibeigenschaft keine Kenntnis zu nehmen, sich um die Lage ärmlicher Klassen nicht zu kümmern, die politische Lage im Zarenreich zu ignorieren. Im Reisebericht fehlen denn auch Darstellungen wie im „Essai politique“ über Kuba. Die ihm aufgezwungenen Einschränkungen waren der Grund, daß Humboldt trotz aller ihm in Rußland zuteil gewordenen Ehren und Auszeichnungen jede weitere Einladung abgelehnt hat.

Das Interesse an den unterdrückten Schichten hatte sich indessen Humboldt nicht verbieten lassen. Er begegnete Strafverschiedten und nahm an ihrem Schicksal starken Anteil, insbesondere an den verbannten Polen. Ungeachtet aller Schwierigkeiten und der ihm auferlegten Zurückhaltung, verstand er es, so manchen zu helfen. Einer von ihnen, Johann Witkiewicz, den Humboldt in Orsk traf, hatte sein „Essai politique sur la Nouvelle Espagne“ bei sich und machte später selbst große Reisen. In Orenburg kam er mit deportierten Polen zusammen, die an geheimen Studentenorganisationen beteiligt waren. Humboldt intervenierte zu ihren Gunsten und verschaffte ihnen Erleichterungen. Für einen Fachkollegen, für Tomasz Zan aus Wilno, einen Freund des 1824 wegen Verschwörung verbannten großen polnischen Dichters Adam Mickiewicz, erlangte er bei der Akademie in St. Petersburg eine Subvention. Sie ermöglichte Zan, wichtige petrographische Arbeiten zu machen. Während seines Aufenthaltes in Moskau besuchte Humboldt die deutsche Malerin Karolina Jaenisch. Sie war mit Mickiewicz befreundet, hatte sein letztes Werk, das Epos „Konrad Wallenrod“, ins Deutsche übersetzt und nahm die Gelegenheit wahr, es durch Humboldt an Goethe zu schicken.

Als im folgenden Jahr, Mai 1830, Humboldt in Begleitung des preussischen Kronprinzen zur Eröffnung des Reichstages nach Warschau ging, gewann er tiefen Einblick in die trostlosen Zustände in Polen und spürte die Spannung, die sich dann im Novemberaufstand entlud. Seine Meinung äußerte er auch Cancrin gegenüber. Humboldts Einstellung war so bekannt, daß Prinz Albert von England ihn bei einem Gespräch in Stolzenfels zu belehren suchte: „Ich weiß, Sie nehmen teil an dem Unglück der russischen Polen, leider!, verdienen die Polen so wenig unsere Teilnahme als die Irländer.“ Damit hatte für Humboldt „der schöne Gemahl der Königin von Großbritannien“ ein Urteil über sich selbst gesprochen. Es ist auch kein Zufall, daß Gregorovius, der Herausgeber der Briefe Humboldts an seinen Bruder, in seiner Jugend jene Bücher

geschrieben hat, in denen das Mitgefühl am Schicksal des östlichen Nachbarvolkes leidenschaftlich zu Worte kommt.

Humboldt hat in Westindien die empörende Unmenschlichkeit der Sklavenhändler und Sklavenhalter, die gräßlichen Sitten auf den Negerplantagen kennengelernt. Die Sklaverei war für Humboldt keine seltsame Anomalie, sondern ein natürliches Produkt der bestehenden, menschliche und soziale Ungleichheit als normal voraussetzenden Verhältnisse, die Ausgeburd der herrschenden Wirtschafts- und Handelspolitik. Er warf der restaurativen Staatswissenschaft und ihren Heroen vor, sie bewiesen bedenkenlos, daß Menschlichkeit und gesunder Verstand bei der Beurteilung bestehender Rechtsverhältnisse nicht in Betracht kommen, vielmehr Empörungen gegen das göttliche Recht des Herkommens seien. Wobei sie selbst von der Religion nur soviel zulassen, wie es ihren reaktionären Absichten nützlich ist.

Auf den Kongressen in Aachen und Verona, wo über die faktische Durchführung der beschlossenen Abschaffung des Sklavenhandels verhandelt wurde, trat Humboldt, seinem König attachiert, für eine Regelung ein, die an der Selbstsucht und Prestigepolitik (Visitationsrecht) der Mächte gescheitert ist. Besonders erbittert war Humboldt über die Haltung des französischen Restaurationsregimes. Nicht nur, daß es die von der Convention auf Betreiben von Abbé Grégoire abgeschaffte, dann in den Kolonien wieder eingeführte Sklaverei zur neuen Blüte kommen ließ, die Regierung kümmerte sich nicht um das beim Wiener Kongreß und im zweiten Pariser Frieden ausgesprochene Verbot des Sklavenhandels. Sommer 1821 kam der junge Arzt Victor Aimé Huber nach Paris. Er war der Sohn der Witwe von Humboldts unglücklichem Lehrer und Freund Georg Forster, von Therese Heyne, aus zweiter Ehe. Huber wurde von Humboldt in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützt und zu einer großen Arbeit über den Sklavenhandel angeregt. Sie sollte einen politischen Zweck erfüllen. Huber, der den alten Abbé Grégoire oft besucht hat, widmete sich dem Thema mit Eifer und stützte sich dabei hauptsächlich auf ein von Humboldt gesammeltes Material über die Begünstigung des Sklavenhandels durch die französische Regierung.

Humboldt wurde, wenige Wochen nachdem er zum letzten Mal in Paris war und den großen Physiker François Arago sah, die Freude zuteil, daß durch seinen besten Freund die Sklaverei in den französischen Kolonien abgeschafft wurde. Arago ist nach der Februar-Revolution als Minister für Marine und für die Kolonien in die provisorische Regierung eingetreten. Seine erste Tat war die Verordnung vom 4. März 1848 zur Einsetzung einer Kommission zwecks Ausarbeitung des Gesetzes zur sofortigen und bedingungslosen Befreiung der Sklaven in allen Gebieten der Französischen Republik. Das Gesetz, ein Werk des von Arago als Staatssekretär für die Kolonien berufenen Victor Schoelcher, ist nach wenigen Tagen verkündet worden.

Die Sklavenfrage wurde allmählich immer mehr zur Frage der Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Humboldt war mit bedeutendsten amerikanischen Gegnern der Sklaverei, darunter mit Thomas Jefferson, bekannt und mit Albert Gallatin über Jahrzehnte befreundet. Er nahm stärksten Anteil an dem Kampf, dessen Ausgang er für den menschlichen Fortschritt und für die Zukunft der Union als entscheidend ansah.

1856 erschien in New York eine neue englische Übersetzung seines klassischen „*Essai politique sur l'Isle de Cuba*“ durch J. S. Thrasher. Dabei wurde das ganze siebente Kapitel über die Agrikultur- und Sklavereizustände weggelassen. Humboldt hat dagegen in einem öffentlichen Schreiben protestiert. Er betonte, daß die unterschlagenen Stellen für ihn eine weit größere Bedeutung hätten als die mühevollen Arbeiten astronomischer Ortsbestimmungen, magnetischer Intensitätsversuche oder statistischer Angaben. Wie er schon vor 30 Jahren betonte, sei es die Pflicht des Reisenden die entwürdigenden gesellschaftlichen Zustände zu schildern und die Klagen der Unglücklichen bekannt zu machen. Auch der Hinweis habe nicht gefehlt, das alte spanische Sklavenregime sei menschlicher und weniger grausam gewesen als die jetzige Sklaverei auf dem amerikanischen Kontinent. „Ein beharrlicher Verteidiger der freiesten Meinungsäußerung in Rede und Schrift, würde ich mir selbst nie eine Klage erlaubt haben, wenn ich auch mit großer Bitterkeit wegen meiner Behauptungen angegriffen würde; aber ich glaube dagegen auch fordern zu dürfen, daß man in den freien Staaten des Kontinents von Amerika lesen könne, was in der spanischen Übersetzung seit dem ersten Jahre des Erscheinens hat zirkulieren dürfen.“

Die Verwahrung Humboldts erschien zuerst in der „Spencer'schen Zeitung“. Das war im Juli 1856. In den Staaten rüstete man sich zur Präsidentenwahl. Die Kampagne war im vollen Gange. John Charles Frémont und James Buchanan standen sich gegenüber. Frémont, der republikanische Kandidat, hatte erfolgreiche Forschungsreisen im amerikanischen Westen durchgeführt und war auch politisch ganz der Mann nach dem Geschmack von Humboldt. Ihm war es zu verdanken, daß Kalifornien beim Eintritt in die Union kein Sklavenstaat wurde. Humboldt stand mit Frémont seit längerem in Verbindung. Im Jahre 1850 hatte er ihm die große goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst verschafft. Humboldt begrüßte es, daß sein Protest, ebenso andere Äußerungen, die Frémont nützen konnten, im New York Herald veröffentlicht wurden. Er hätte auch gerne einen sklavenfeindlichen Brief bekanntgegeben, den ihm einst der Urheber der Unabhängigkeitserklärung geschrieben hatte. Aber der Brief von Jefferson — Humboldt hatte ihn Mme. de Staël geschenkt — war nicht auffindbar.

Frémont war glücklich, daß er und seine Freunde die Unterstützung von Humboldt hatten. Wieviel das bedeutete, beweist ein Brief, den ein Mann von der anderen Seite, der Kriegsminister J. B. Floyd, an Humboldt geschrieben hat: Man werde seine Dienste für Amerika und

seine Wohltaten für die Welt niemals vergessen. Nicht nur sei der Name von Humboldt auf dem Riesenkontinent in aller Munde von der Küste des Atlantik bis zum Stillen Ozean, man habe Flüsse, Seen, Buchten, Strömungen, Berge, Dörfer, Städte und Grafschaften mit seinem Namen geschmückt, den die Nachwelt an der Seite derer von Washington, Jefferson und Franklin finden werde. Die ungeheure Popularität von Humboldt konnte aber den Ausgang der Wahlen nicht entscheiden. Frémont unterlag. „Und die schändliche Partei, die fünfzigpfündige Negerkinder verkauft . . . — die erweist, daß alle weißen Arbeiter auch besser Sklaven als Freie wären, — hat gesiegt. Welche Untat!“, schrieb Humboldt. Er sah voraus, daß die Präsidentschaft von Buchanan, der auch annexionistische Gelüste auf Kuba hatte, unheilvoll sein werde. Mit Buchanan spitzte sich dann in der Tat die Entwicklung zu, die unter seinem Nachfolger Abraham Lincoln zum Bürgerkrieg führte.

Die Sklavenfrage beschäftigte Humboldt bis zuletzt. Er sammelte Notizen in einem Zettelpaket mit der Aufschrift: „Esclavage“. Aus 1858 stammt die Äußerung: „Livingstone's Nachrichten interessieren mich besonders wegen seiner Ansicht über die Kulturfähigkeit des Negerstammes zu einer Zeit, wo unter dem Vorwand freier Arbeit Frankreich auf einer und Nordamerika auf der anderen Seite das Sklaveneinfangen in Afrika auf das Schmachvollste begünstigen.“

Weitab vom Schauplatz der großen Entscheidungen spielte sich inzwischen in Preußen ein von der Welt kaum bemerktes Ereignis ab, der Rittersche Sklavenprozeß. Er bewies Humboldt, daß in seiner Heimat noch 1856 der Grundsatz nicht galt, den Granville Sharp im Falle des westindischen Negers James Somerset am 22. Juni 1772 für England durchgefochten hat. Eine Reihe von Paragraphen der landesrechtlichen Bestimmungen widersprachen sogar dem, daß jeder Sklave frei werde, sobald er preußischen Boden berühre.

Humboldt drängte zur Abhilfe. Am 24. März 1857 sandte ihm Justizminister Simons das Gesetzblatt für die Königlich Preussischen Staaten Nr. 4636 zu mit dem Gesetz betreffend die Abänderung der im Allgemeinen Landrecht enthaltenen Bestimmungen über Sklaven, das, wie er schrieb, „Ew. Exzellenz menschenfreundlichen Absichten sein Entstehen verdankt.“ Das Dokument enthält zwei Paragraphen: „Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen etc. etc. verordnen, mit Zustimmung beider Häuser des Landtages Unserer Monarchie, was folgt: § 1. Sklaven werden von dem Augenblicke an, wo sie Preussisches Gebiet betreten, frei. Das Eigentumsrecht des Herrn ist von diesem Zeitpunkte ab erloschen. § 2. Alle diesen Vorschriften entgegenstehenden Bestimmungen, insbesondere die §§ 198. bis 208. Teil II. Titel 5. des Allgemeinen Landrechts, werden hiermit aufgehoben. Urkundlich unserer Höchstseigenhändigen Unterschrift und begedrucktem Königlichen Insignel. Gegeben Charlottenburg, den 9. März 1857 — Friedrich Wilhelm.“

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Von den Zeitschriften, die gelegentlich auf meinen Tisch kommen, sind die studentischen Eintagsfliegen und die literarischen Experimentierunternehmen die amüsantesten. In jeder wird der volle Ernst des ersten Tages in die Waagschale geworfen. Meilenweit ist man von der müden Resignation der ewigen Wiederkehr, und je skeptischer man sich gibt, umso entschiedener ist man es. Dennoch sind solche Eskapaden wie Peter Pessel sie sich gegen die „Blüte der jungen Lyrik“ erlaubt, leider selten:

„Getrennt marschieren und vereint geschlagen werden, ist das Schicksal *frischer Jahrgänge*. Junge Lyriker ähneln darin Frühkartoffeln. Den einen widerfährt's auf garantiert holzfreiem Papier, den anderen am Boden eines Kochtopfs. Sie gleichen einander aufs Haar, sofern beide überhaupt noch oder schon Haare haben.

Frühkartoffeln! Vorsichtig lagern! Wer Glück hat, dem bleiben zum Herbst ein paar Augen. Kartoffel-
augen. Kartoffeln sehen Dich an! Kartoffeln ohne Strümpfe sozusagen, abstrakte Kartoffeln.

Gestreift die einen:

„Lichtzucken Staub Krüppel Siedtum“ (Britta Titel)

Kariert die andern:

„hunger leiden in patras die millionäre“ (enzensberger)

Klein schreiben und (anthologien-)reif werden, das ist höchste Lebensgunst.

„Ein Elefant kommt und bittet mich, ihn abzuwaschen“ (Chr. Meckel)

O Morgenstern, wie strömt's von deiner Palme. Siehe, sie sitzen darunter und sammeln. Wie korft es um die Bannbahn neuen Geistes.

57, 58, Lyrik? Junge, Junge! Lyrik!

Jeder hält sich für einen Kilimascharo (Horst Bienek mindestens). Oder hat ihn der Verleger aufgeblasen? Meinten der Herr nicht Frost-

beule? Welch ein Pathos. Sie bemühen die Scheibe des Monds, wo es eine leere Heringsdose auch täte. Im Falle eines Falles wissen sie der Sprache keinen Klebstoff mehr. So bleiben sie beim Substantiv Nominativ Singular. Heiliger Stefan (George) gib uns wenigstens unsere Satzzeichen wieder, denn sie wissen nicht, was sie tun. Und dies alles im Dutzend, weil es so billiger ist. Anthologie, bilanzreiner Widerspruch, niemandes Preis zu sein unter so viel Trägern. Denn ein Lyriker ist der Mensch, wenn er träumt, aber ein Bettler, wenn er ans Honorar denkt. Ist es *deshalb*, weshalb sie schreiben, was sie gelesen haben? Statt zu schreiben, was sie fühlen! Fühlen sie wirklich Philemon und Baucis? Welch eine Definition dieser „Lyrik“: „präzis, nüchtern, wach, gescheit, streng, angestrengt . . .“ (H. Bender, Herausgeber) — Liebe Kinder, meidet die Krampfadern! Nicht nur wegen des Krampfes, sondern auch wegen der Adern. Seid das Salz dieser faden Gesellschaft, die Salzlösung in den Adern dieser Zeit, die der Krampf übergenug blau werden ließ, blau mourant, blümerant. Also seid nicht angestrengt! Der Wille ist der Torheit liebstes Kind. Die Definition ist seine Zwillingsschwester, zweieiig, aber von gleichen schlechten Eltern. Es gibt keine Lyrik, die präzise, nüchtern, wach ist. Sie kann das auch sein, aber nur nebenbei, versehentlich sozusagen.

Getrennt leben und vereint mit Blindheit geschlagen werden, so steht's in den Sternen dieser Zeit, die manchmal auf Schulterklappen herunter kommen. (Aber nur heruntergekommene kommen auf Schulterklappen). In dieser Zeit der Anstifter. Doch seid getrost. Denn was da bleibt, stiften die Stifter, mit „r“ und ohne „An“. Das ist nicht immer ganz deutlich.“ („Streit-Zeit-Schrift“ Stierstadt/Ts, II, 1)

„David, Blätter der studentischen Linken“, Münster i. W. eröffnen Nummer 1 mit der sehr berechtigten Frage:

„der geist steht links — aber hat die linke geist? — der satz ‚der geist steht links!‘ bleibt denen ein ärgernis, die noch immer — trotz auschwitz und stalingrad — die politische rechte mit recht und gerechtigkeit gleichsetzen möchten. ‚der geist wehrt, wo er will‘ bekommt man von ihnen zu hören; was freilich erkennen läßt, daß der satz ‚der geist steht links‘ nicht verstanden wird.

diese in den zwanziger jahren beliebte formel hat nichts zu tun mit jenen, die den geist gern auf die eigene richtung hin festlegen wollen. der satz ‚der geist steht links!‘ richtet sich sogar gegen alle diejenigen, die ihn nur zur eigenen rechtfertigung im munde führen, eine bilanz des geistes aufstellen und dabei säuberlich geistesgrößen verbuchen und ihre verdienste addieren. sie verfügen zwar über den geist, aber sie verfügen selten über geist. ihr geist ist die utopische sehnst nach des resignierenden bürgers, der die erlösung seiner misere durch den geist erträumt, aber durch die kulturindustrie nur ‚großschriftsteller‘ geboten bekommt, die vor das elend geist nur setzen als dekoration.

geist ist nicht dort, wo man alles nicht für so schlimm erklärt, in ein reich der harmonien ausweicht, und doch das auseinanderbrechende nicht zu flicken mag. geist ist nicht dort, wo man sich — wie die politische rechte — auf das bewahren versteift, den spannungen unserer epoche nicht standhält, jede veränderung aber mit offener oder verdeckter gewalt zu verhindern sucht.

die geschichtliche bewegung selbst ist der geist. nur weil ‚links‘ auf die geschichtliche veränderung zielt, gilt der satz ‚der geist steht links‘ die stickige luft des bloß bestehenden durchbricht der geist. er gleicht ‚einer bombe, die in eine faule stadt fällt, wo alles beim bierkrug sitzt und höchst weise ist und nicht fühlt, daß ihr plattes wohlsein eben das kra-

chen des donners herbeigeführt‘. (g. f. w. hegel)

geist ist freilich nicht automatisch bei jenen, die sich als ‚links‘ etikettieren oder es für eine ausgemachte sache halten, daß gerade sie den geist ‚mobilisieren‘ und daß der geist mit ihnen marschiert. die frage: ‚hat die linke geist?‘ wird deshalb nicht durch bloße bekenntnisse und proklamationen entschieden. erst das konkrete verhalten jedes einzelnen zeigt, ob die politische linke in der theorie und in der verändernden praxis der bewegung des geistes entspricht: ob sie tatsächlich ‚links‘ ist.“ Der Preis der Zeitschrift beträgt einen Pfennig oder mehr. In jedem Falle eine gute Kapitalanlage. — Daß auch sonst diese frischen Jahrgänge sich kein x für ein u vormachen lassen, beweist ein Gedicht in „Alternative“, April 59, einer Zeitschrift, die mit politischer Lyrik und Bänkelsang zunehmend an Profil gewinnt:

„zäh wie leder
wollte uns der führer,
aber der krieg,
den er über unsere jugend warf,
hat mich mürbe gemacht.

hart wie kruppstahl
wollte uns der führer,
aber unter den schlägen,
die es härten sollten,
ist mein herz
weich geworden.

flink wie windhunde
wollte uns der führer,
aber ich wurde langsam
im gehorsam gegen oben,
seit ich sah,
wer alles
befiehlt.

manchmal nachts,
wenn er in meine träume kommt
und hinter ihm her die surrenden
schmeißfliegenschwärme der bomber,
dann weiß ich,
an mir
hätte er wenig freude gehabt.

manfred scheuch“

„*Diagonal*“, die Zeitschrift Berliner Berufsschüler, notiert im Februar 59 kurz und bündig: „Daß Geschichtsschreibung eine heikle Sache ist, kann nicht geleugnet werden. Wenn sie sich jedoch in Lehrbüchern niederschlägt, sollte sie möglichst wenig Anlaß zur Kritik geben. Doch das ist leider wieder einmal der Fall. In unserem Falle bezieht sie sich zwar nicht auf Verdrehungen, sondern in der Hauptsache auf vorgenommene Kürzungen, die in dem Buch ‚Der Mensch im Wandel der Zeit‘ (Bauer-Müller-Verlag Westermann, Braunschweig) auf-
fallen.“

Dieses Werk dient nämlich einem großen Teil der westdeutschen Schüler als Geschichtsbuch; und wenn dieses Buch noch vor kurzer Zeit einen umfassenden Überblick über die deutsche Geschichte bot, so weist es jetzt Lücken auf, die einfach unfassbar sind. Abgesehen davon, daß über die Bauernkriege nicht eine Zeile in diesem Unterrichtsbuch zu finden ist, abgesehen davon, daß z. B. über

Karl Marx kein Wort erwähnt ist, abgesehen davon schweigt sich dieses ‚eigenwillige‘ Geschichtswerk auch über die jüngste deutsche Vergangenheit gründlich aus.

Die Autoren sprechen von einer notwendigen Straffung des Geschichtsstoffes. Wir möchten nicht gleich mißtrauisch sein, aber dennoch halten wir eine solche ‚Straffung‘ für sehr bedenklich.“

Sind sie zornig? — gewiß nicht so, wie ihre Väter zornig waren. Das Zeitalter der Jugend in Marschstiefeln ist vorbei. Die heutigen repräsentieren eine freie Gesellschaft, nicht eine Nation. Deswegen hat der junge Horst Bingel recht, wenn er in den „*Cahiers Luxembourgeois*“ (31. Jg. Nr. 1) schreibt: Die zornigen, die wahrhaft unabhängigen Geister eines jeden Landes gibt es immer und überall. Sie werden nur kaum auf der Straße zu sehen sein, mit einem weithin sichtbaren Schild behangen: ‚Vor-sicht, wir sind zornig‘“. *Harry Pross*

DER FRÜHLING KOMMT

Der Frühling kommt ins Land geweht
Wie einer, der auf Brautschau geht
Mit seinen Siebensachen.

Er kommt ganz ohne Weg und Ziel
Und treibt zunächst nur loses Spiel
Mit Wind und Sonnenlachen.

Dann aber häkelt er sich fest
Im Krokusbeet, im Schwalbennest,
Als müßt es ewig dauern.

Den Jungen fährt er heiß ins Blut;
Gar viele werden sich da gut
In seligem Erschauern.

Wer so wie er die Welt entzückt,
Im Blühen reich und liebbeglückt,
Braucht nicht um Gunst zu werben.

Den Alten ist er wohlgeneigt.
Wenn er sich vor dem Fenster zeigt,
Vergessen sie das Sterben.

Raymond Buchert

ILSE LANGNER

Nacht im buddhistischen Tempel

Eine Erinnerung

Wir verbinden mit diesem Abdruck unsere Glückwünsche zum 60. Geburtstag Ilse Langners und erinnern unsere Leser an den Essay von Ernst Alker über das Werk der Dichterin in Heft 12/1956. DR

Im silbernen Morgennebel, im brennenden Mittag, in den sanften Stunden des Abends steigen Pilger den steilen Weg zum Gipfel des heiligen Koya-San hinan. Sie tragen große, pilzartig-runde Hüte aus Bast, einen härenen Kimono mit den Stempeln vieler Tempel bedruckt, Gebetsketten um den Hals und einen hohen Stab in der Rechten. So wandern sie mit langsamen steten Knien, den Kopf ein wenig geneigt von der Anstrengung eines weiten Weges, Jahr für Jahr — Tausende, Hunderttausende aus den Niederungen ihrer Sehnsucht zum Gipfel der Erfüllung, zum Grabmal Kobo-Daishi's. Und mit ihnen wandert das ganze fromme Japan, Männer, Frauen, Kinder, denn einmal im Jahr müssen sie hier gebetet haben, und bevor die Sonne aufgeht, den Gottesdienst im Tempel des Heiligen erleben.

Ich komme aus Nara, der edlen alten Königsstadt — weit hinter mir liegt das von Elektrizität, Autos, Radio, Telefon, Lärmvibrierende Tokio. Viermal muß ich umsteigen: erst von Zug zu Zug, dann in den Electric-Car, dann in den Cable-Car. Endlich stehe ich — mühsam aus der Tiefe emporgehoben — auf der kleinen Bergstation im grünen Licht der Wälder, und wie eifrige Insekten stürzen sich die Riksha-Renner auf mich. Ich wähle nicht aus, ich werde verteilt, ein spitzbärtiger Greis tritt in die Deichsel. Langsam werde ich hinaufgezogen mit gesenktem Kopf und durchgedrückten Knien. Wäre es barmherziger zu laufen und dem Alten meine Last zu ersparen? Wäre es nicht unbarmherziger, ihn um seinen Verdienst zu bringen? Die Bäume stehen wie Riesen um uns, sie wachsen den Berg hinan durch Jahrhunderte. Wir sind ein vergängliches Ameisengekrabbele um ihre Wurzelfüße. Manchmal steigen wir langsam, manchmal traben wir. Zwischen die Bäume geduckt winzige Teehäuschen, und aus jedem guckt ein rundes, braunes Gesicht schüchtern und freundlich mit neugierigem Blinzeln. In jedes Häuschen möchte ich einkehren und Gast sein, aber die fremden Füße tragen mich höher. Mir ist keine Entscheidung geblieben, Rikschafahrende brauchen keine Rast, nur Wanderer. Ich bin in den Ritus der „Wallfahrt für Fremde“ eingespannt. Mit uns klimmen Pilger zum Gipfel empor. Sie schauen nicht auf die Bäume, vielleicht dringt der Waldduft nicht einmal in sie ein. Frömmigkeit stumpft die Sinne. — Unter mir ruhen jetzt die Wipfel der Bäume wie große grüne Kissen, die Bäche sind verstummt. Der gewundene Bergweg mündet in eine breite Straße. Ich sehne mich nach Ruhe unter einem ehrwürdigen Reisstrohdach fern vom Lärm des modernen Japan mit seinem klirrenden, blitzblanken, pünktlich funktion-

nierenden Komfort, ich hoffe, hier auf diesem Berggipfel, in dessen Rufnähe sich noch vor knapp einem Jahrhundert keine Frau wagen durfte, auf eine Art Naturtesor des Schweigens — da bricht es schon lärmend über mich herein:

Die Dorfstraße quillt über von Leben und fröhlichem Ferienbetrieb. Kimonos wandeln familienweise, zu leuchtenden Buketts gesteckt hocken sie um die runden Tische des kleinen Restaurants. Die weißgetuschte Kellnerin guckt mir aus dem Türvorhang neugierig nach. Japanerinnen in billiger europäischer Tracht oder in einfachen, blau-weißen Yukatas (den sommerlichen Badekimonos) kaufen Gemüse, Obst und Fleisch ein. Durch die Glasscheiben eines nahezu modernen Geschäftes äugen Stroh Hüte und bunte Obischärpen, und dicht daneben schütten Läden jahrmartartig billige Heiligenschnitzereien, Rosenkränze, Holztablets mit den Bildern der Tempel und schwarz-goldene Buddha-schreine dem Rikscharenner fast vor die Füße. Hell klingen die Rufe der Arbeiter, die am Gerüst eines häßlichen, zweistöckigen Hauses herumklettern, vergnügt schwatzen die Klosterschüler, die aufatmend die kurze Freiheit von der Schule zum Tempel mit lautem Lachen und Scherzen ausfüllen.

Doch unberührt inmitten der Geschäftigkeit wölbt sich mir das mächtige hölzerne Tor des Shojox-Shin-inn entgegen, köstlich geschnitzte Chrysanthenen und Riesenvögel wünschen aus dunklem Gebälk Segen auf mich herab. Erwartungsvoll schreite ich hindurch, der schrille Lärm des Wallfahrtsdorfes verklingt hinter mir. Lieblicher Frieden umfängt mich, wie ein gläubiger Pilger fühle ich mich einkehren zu Andacht und Besinnung. Vor mir liegt mit vorgestrecktem, wuchtigem Dach der Eingang zum Kloster, rechts und links umsäumen stille Mönchszellen den stillen Hof.

Vorsichtig schiebt sich eine Papiertür in der Vorhalle zurück, ein lächelndes Jünglingsgesicht schaut hinaus, bittet mich, näher zu kommen und meine Schuhe neben die andern Geitas zu stellen. Geschickt greift er aus der Fülle der Samtpantoffeln die für mich passenden heraus, zieht sie mir über die Füße, gleitet dann voran über einen schmalen Korridor, durch halbdunkle Räume, aus deren Wänden goldene Wolken und Berge funkeln, bis wir in ein viereckiges Gemach treten, das „Runder Raum“ heißt.

In diesem Zimmer, — ach, es ist ja kein Zimmer, vollgepfropft und verbraucht, mit Möbeln, die von Erinnerungen inkrustiert sind! — es ist ein blanker Raum — mit Matten ausgelegt, umwandet von mattgoldenen Paneelen, auf denen herbstlich rote Ahornbäume ihre Äste breiten oder Wildgänse weit dahin fliegen, der Fenstertürwand gegenüber hängen Kirschblüten über Pfauen, so farbenprächtig, so traumbunt — und unter dem Dach von Reisstroh sitzt ein kleiner alter Mann, sitzt und schreibt, neben ihm steht lebhaftig eine Bronzevase mit einer einzigen dunkelroten Chrysantheme, — in diesem Raum bin ich zu Hause und bin doch in der ganzen Welt.

Der Mönch schiebt die Papiertür beiseite, und ich stehe beklommen vor Entzücken vor einem japanischen Gartenwunder. Der Mönch lächelt, verneigt sich und gleitet zurück. Ich möchte nichts mehr, als auf dem wackligen Korbstuhl auf der schmalen rundum laufenden Veranda sitzen und in den schönen, liebevoll ausgedachten und gepflegten Garten sehen. Ein Miniaturteich träumt von Sträuchern sacht umwachsen, an seinem kleinen Ufer erhebt sich, bedachtsam hingepflanzt, eine Laterne am Rasenweg und neben der Laterne ein höherer Baum und gegenüber dem Baum eine noch höhere Steinlaterne, und dazwischen wölbt sich ein schmales, grünes, bemoostes Brücklein über einen rieselnden Bach. Das Auge wandert und erspart dem Fuß jede Mühe — und ich verstehe endlich, warum sie ihre Gärten zum Ansehen mehr als zum Spazieren geschaffen haben; denn der Genuß ist vollendet, wenn ich hier auf der Bastmatte im Zimmer hocke, leise Gespräche führe, mir zarte Musik dazu phantasiere und hinaus schaue auf die Natur, die mit allen Möglichkeiten: Berg, Tal, Wasser, Baum, Stein, Pflanze in einem Blick zusammengefaßt ist.

Ich schrecke ein wenig zusammen; ein Büro-Mönch mit Brille steht vor mir, verneigt sich tief, fragt englisch nach meinen Wünschen. Ich möchte so buddhistisch wie möglich essen ohne Fleisch, ohne Fisch, und er lächelt und notiert es gewissenhaft. Auch meinen Namen, Zweck und Sinn meines Aufenthaltes, die Sorgsamkeit japanischer Gastfreundschaft wird mich von nun an nicht mehr loslassen:

Erst wird mir ein Bad bereitet, kochend heiß in einem Holztumb, und ein Klosterkimono, grau-weiß gestreift, liegt neben Seife und Badetuch. Glühend heiß von dem glühenden Bade, das die Japaner als Gegenmittel gegen große Hitze genau so wie gegen große Kälte nehmen, flüchte ich mich in mein kühles Gartenzimmer zurück und finde dort schon neben meinem Sitzkissen auf rotem Lackständerchen das Mahl in roten Lackschälchen. Fünf geheimnisvolle, zugedekte Schüsselchen, denen ein seltsamer Duft entsteigt. Neugierig hebe ich die Deckelchen hoch: Da schwimmt ein bißchen Grünes und seltsam Verknorpeltes in einer durchsichtigen Brühe, da sind Pflanzen vorzüglich paniert und gebraten, da ist Gurke geröstet und Kürbis geschmort. Ich koste und mein Gaumen wundert sich.

Jetzt quaken die Frösche, die hohe, dünne Fontäne plätschert zärtlich dazwischen. Der Abend steigt blaugrün aus den Tälern, ich möchte mich wieder auf den Rundgang setzen und in den Garten hineinräumen. Aber da taucht neben mir rundlich, weichlich, mit hoher Fistelstimme im blauen Klosterschüler-Anzug ein Mönchlein auf, erklärt unter ehrerbietigen Verneigungen: Er sei der Führer, und ich müsse ihm zu dem berühmten Friedhof folgen. — Seufzend löse ich mich aus meiner Tempeleinsamkeit, und wir wandern ein Stückchen über die Straße hinein in den Friedhofswald.

Schweigend in grüner Herrlichkeit umstehen uns die Bäume. Müdig-

keit und eine aufsteigende Unruhe, die mich vor all dem Neuen erfaßte, sind vergangen. Indem ich in den Wald eingehe, gebe ich mich auf. Die holzerbaute und steinerne Welt liegt weit zurück. Das fistelnde Mönchlein wandelt neben mir wie ein leise raschender Geist. Ich bin ganz einsam zwischen den Bäumen, die gewaltig über mich hinausstreben, viel höher als spitze gotische Kirchtürme, viel höher als mein Heimweh, ja, noch meine Sehnsucht ist von ihnen überwölbt. Sie bilden ein Dach und behausen alle meine Wünsche, ich möchte nie mehr aus diesem Wald heraus. Und neben uns, um uns, zu Füßen dieser mächtigen Chryptomerie stehen hunderte von Grabmälern, — seltsam geformte Granitmäler, fünfteilig: Erde, Wasser, Feuer, Wind, Himmel bedeutend — Buddhas Füße, seinen Bauch, seine Brust, seinen Mund, seinen Kopf, sie erheben sich schon leicht verschwimmend im Wald-dunkel, unübersehbar eine geheimnisvolle Totenstadt. Jetzt ist der Wald zu einer mächtigen, blauverschatteten Halle geworden, in der die Bäume wie Säulen das Wipfeldach tragen. Ehrfürchtig bleibt der Knabe vor einer Chryptomerie stehen, die schlank und riesenhaft in den Abend emporsteigt, deutet mit der Hand darauf und verkündet: „National-schatz.“ Denn nicht nur die edelsten Kunstwerke, auch die auserwählte Natur behütet Japan sorgfältig als seinen höchsten Schatz. — Das Dunkel senkt sich flaumig herab. Wir wandeln immer noch dahin zwischen Grabmälern und Bäumen. Manchmal geht ein Pilger an uns vorüber. Manchmal zieht eine ganze Familie daher, und in dem grünblauen Waldesdämmern flackern nun rötliche Flämmchen auf in den Granitlater-nen, die sich längs des Weges auf steinernen Stielen erheben. In das Dunkel der Nacht schlingt sich heller Nebel zwischen den Bäumen hin-durch, durch den Nebel schimmern jetzt unruhigere, größere Lichter, zucken auf und verlöschen. Wir nähern uns dem Heiligtum. Der Tem-pel steigt vor uns auf. Vom Rande seines tiefgeschwungenen Daches hängt Laterne neben Laterne leise schaukelnd im Abendwind. Auf dem Rundgang, der um den Tempel des heiligen Grabes führt, ruhen dicht gedrängt die Pilger. Sie haben den Hut abgenommen, den härenen Ki-mono sorgfältig zusammengefaltet neben den gekrümmten Pilgerstab gelegt. Vor ihnen brennen Räucherkerzen, in deren Licht sie schauen, bis sie vor Müdigkeit einschlafen. In ihre Träume nehmen sie die runde Bronzeurne mit, die hinter den brennenden Kerzen und hinter einem Bronzegitter steht wie die Wunschkapsel, die alle Erfüllungen in sich birgt. Ihnen zu Häupten leuchten milde Laternen wie goldene Monde, und der Wald steht schützend um sie aufgerichtet und rauscht fromm über ihre müden Körper. Doch immer wieder bis tief in die Nacht hinein, wenn der Morgen schon in einer frischeren Kühle spürbar wird, kommen neue Pilger unter den Chryptomerien daher, der Waldboden saugt den Klang ihrer Schritte auf, der dichte Nebel verhängt ihre Ge-stalten, und so stehen sie plötzlich lautlos da. Alles bleibt stumm hier trotz der Menschen, die schlafen und trotz der Menschen, die kommen.

Sie entzündeten frische Räucherstäbchen und Kerzen vor dem Grabmal Kobo-Daishis, schlugen dreimal in die Hände, verneigen sich tief, Gebete murmelnd, und suchten sich dann zwischen den früher Angekommenen noch einen schmalen Platz zum Liegen. Nebel vermischt sich mit dem schwelenden Dunst der Opferkerzen, morgen in der Frühe wird der Gottesdienst sein, aber jetzt möchte ich schlafen, tief schlafen. Wir gehen den Weg zurück, als wäre es schon im Traum.

Aber der Schlaf bleibt mir fern, hockt wohl im Garten in einer Laterne und guckt nur manchmal zu mir herein. Die Träume ziehen sich wie abgerissene und verknäulte Faschingsschlangen durch mich hin, nur der schwüle Wind, der manchmal den kleinen Teich bewegt, läßt sie aufflattern. Ich habe die Pergamenttür, die ins Freie führt, weit zurückgeschoben, aber die Sterne blinken nicht zu mir herein. Mein Lager, zwei weißbezogene Matratzen, Decke und Kissen, ist im Hintergrund, in der Nische mit dem Kakemono aufgeschlagen. Eine elektrische Ampel brennt poesielos nebenan und blinzelt durch die Ritzen. Hinter der Goldwand mit rotem Ahorn und Wildgänsen atmen Mann, Weib und Kind. Hinter den Paneelen mit Kirschblüten sind neue Gäste gekommen, keine Ruhe zwischen Papierwänden. Das Kind bewegt sich und schreit, die Mutter gibt ihm die Brust, ich höre es deutlich schmatzen mit süßem, zufriedenem Glucksen. Leise stehe ich auf und trete auf den Umlauf vor meinem Zimmer, ich hocke mich auf den wackligen Korbstuhl. Doch die Unruhe dringt durch die zurückgeschobenen Pergamentwände aus jedem der Gastzimmer in den mondhellen Garten. Übermüdung vom langen Weg und die Sorge, die erste Messe vor Sonnenaufgang zu versäumen, verscheuchen die Ruhe. Wallfahrtskirmes, Ausflugsbetrieb und hinter Klostermauern die intensive Meditation der Mönche der Shingon-Sekte: Welch ein umspannender Geist hat dieses anscheinend widerstrebende Miteinander aller menschlichen Bedürfnisse vereint, ohne Krankenheilung und Wunder zu verheißen? Ein Märtyrer, dessen Schmerzen sich in Wohltaten verzinsen? Ein Einsiedler im Bergwald, der durch jahrzehntelange Selbstentäußerung bis in unsere unbärdige Gegenwart einen Hauch des Jenseitigen verstrahlt? —

Der schlichte Mönch Kukai, dem der ehrenvolle posthume Name Kobo-Daishi verliehen wurde, als er 835 auf dem Koya-san in dem von ihm gegründeten Kloster der Shingon-Sekte starb, war der Sohn einer einfachen Beamtenfamilie, 774 n. Chr. geboren, Anhänger des jungen buddhistischen Glaubens, durfte er dank seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit 803 eine Gesandtschaft nach China begleiten. Ein Jahr lang währte die gefährvolle Reise nach der chinesischen Hauptstadt der Tangzeit, nach Chang-an. In dieser vom Rausch buddhistischer Erkenntnis entzückten und entrückten Königsstadt erleuchteten die Lehren des Yoga, die mit dem Buddhismus zugleich nach China eingedrungen waren, den japanischen Mönch mit solcher Klarheit, als läge Chang-an selbst in Indien. In einer gewaltigen religiösen Konzeption begründete

er die Shingon-Sekte, indem er die Ryobu-Shinto-Lehre, die eine Verschmelzung der ursprünglichen japanischen Natur- und Ahnenverehrung des Shintoismus mit dem Buddhismus bedeutete, nachhaltig durch den Glaubenssatz verfestigte; die Schutzgötter Japans seien nur Erscheinungen des allumfassenden Buddhismus. Kraft seiner Persönlichkeit entfaltete sich die Shingon-Sekte, eine mystisch-meditative Glaubensgemeinschaft zu der bis heute bedeutendsten Sekte Japans mit fast 4 500 Tempeln. Schon zu seinen Lebzeiten wuchsen Tempel und Klöster aus starken Stämmen und Balken fest zueinander gefügt in Kyoto und 816 auf dem Koya-san der Kongobuji. Doch hat Kukai — stets bewußt, daß der armselige Mensch und nicht einmal der Mönch vom Himmlichen allein gedeiht — nicht nur vom geistigen Samen des Buddhismus, sondern auch vom natürlichen Teesamen aus China heimgebracht und bald die ersten Teeplantagen in seinen Klostergärten in Kyoto und auf dem Koya-san angelegt, anfangs freilich nur, um die Mönche bei der Meditation durch das belebende Getränk wachzuhalten. Auch Pflanzstätten der Bildung gründete er: private Schulen für Bürgerkinder — denn nicht die fromme Versenkung allein, sondern geistiges Wissen schienen ihm für den wahrhaft Frommen notwendig. Zur regeren Samenausstreuerung des Geistes erfand er die Silbenschrift Hiragana, die er selbst in schönster Vollendung kalligraphisch und geistig pflegte — wie er ja nie das Werkzeug vom Sinn — und die Vollendung stets erst in der Gemeinschaft beider sah. — Von seinen Schriften: Gedichte, eine Sitten- und Morallehre ebenso wie eine Stilkunde — wirkt ein Streitgespräch dreier fiktiver Partner über die Lehre des Konfuzius, Buddhas und des Taoismus faszinierend modern. — Dieser einzigartige Heilige, Wissenschaftler und Weise suchte nicht das wohlige Dunkel in der mystischen Verklärung, sondern die geistige Überhelligkeit. — Im Brennpunkt von Erkenntnis und Entrückung flammte sein Geist und überleuchtete die menschenrächtigen Länder Asiens.

Der Garten ist in milchiges Grau getaucht. Hinter den Gebäuden des Klosters schimmert ein erstes zartes Rot. Habe ich geschlafen oder war ich in ein Überwachsein entrückt? Das Mönchlein zupft mich am Ärmel, es lächelt und winkt zur ersten Andacht vor dem Altar Kobo-Daishis. Als ich mich dem von Kerzen umglühten, von Betern umknieten Schrein behutsam näherte, frage ich mich: War es wirklich eine geistige Erleuchtung, die ihn tausend Jahre lebendig erhielt? Oder ist nicht doch für die Masse der Pilger das gläubige Sichversenken in die Manen eines unbegreiflich großen Sendboten der Gottheit das Entscheidende? Selbst in brüderlichem Zwiespalt zwischen Glaube und Wissen siegt zwar das vorwärtsdrängende Wissen, aber der Glaube ist es, der uns am Leben erhält — um das Wissen ertragen zu können. Wird der weiße Todesstrahl von Hiroshima oder der Ewigkeitsglanz vom Koya-san die Zukunft erhellen?

Serbische Zigeunerlieder

Nomaden schreiben nicht, sie erzählen und singen. So gibt es auch keine Zigeunerliteratur, sondern nur gesprochen überlieferte Geschichten und Gedichte. Auch von Liedern kann man kaum sprechen, denn es gibt keine feststehende Musik; der Gesang, der oft in Rezitativ übergeht, ist meist der Improvisation überlassen.

Die folgenden Gedichte sind in der Sprache der serbischen Zigeuner überliefert — einer teilweise slawisierten und mit türkischen Brocken durchsetzten Variante der ursprünglichen, indischen, Zigeunersprache. Sie wurden von Rade Uhlik gesammelt und zusammen dem Lyriker Branko V. Raditschević ins Serbische übertragen; auf dieser Fassung fußt die deutsche Nachdichtung.

Seitdem die Zigeuner nach Europa gekommen sind, hat die sogenannte zivilisierte Welt versucht, sich ihrer zu entledigen, sei es durch Geschenke, sei es durch harte Strafen und grausame Verfolgungen. Und doch haben sie sich bis heute in ihrer ursprünglichen Wesensart gehalten, dieses zerstreute Volk, das heute in Europa eine Million Angehörige zählt. Inmitten der erstarrten Gesellschaftssysteme ist dieses Volk noch heute eine lebendige Erinnerung an die ungehemmte Freiheit nomadischer Vorzeit.

KLAGE

REGENLIED

Von oben Regen, von unten
Bald bricht mir der Wagen zusammen
Vier Kinder hab ich, die weinen
Zur Linken Regen, zur Rechten
Das fünfte Kind weint nicht mehr

Von oben Regen, von unten
Frau, hörst du nicht auf zu jammern
So schlag ich dich mit der Peitsche
Zur Linken Regen, zur Rechten
Unser Pferd hält noch durch bis Pest

Von oben Regen, von unten
Ihr dürft unser Pferd nicht erschrecken
Ich hab es so satt, ich wär längst fort
Zur Linken Regen, zur Rechten
Wären nur meine Kinder nicht da

Eine schöne Frau hab ich
Und vier Kinder
Klein sind sie wie vier
Kleine Bündel

Eine schöne Frau hab ich
Und brauch weiter nichts
Das Haus hab ich mit Kindern gefüllt

Eine schöne Frau hab ich
Und vier Kinder
Und brauch weiter nichts

Ruhig kann ich die Augen schließen
und sterben

Mit Tränen hab ich das Haus gefüllt
den Tisch mit hungrigen Mäulern
Mit nackten Leibern das Bett
Warum soll ich nicht sterben?

ZIGEUNERKNABE

Blätter fallen
Decken ihn zu

Regen fällt
Wäscht ihn rein

Ziegen kommen
Machen ihn satt

MOND ÜBER'M ZIGEUNERWAGEN

Meinen Wagen, den grünen Planwagen
Hab ich am Waldrand aufgestellt.
Aus Weidenruten flicht die Frau
Zwölf Körbe jeden Tag.
Kartoffeln haben wir genug,
Für ein Hemd wird sich schon was
[finden.]

Sechs Fenster hat mein Wagen.
Die Kinder schauen in den Mond.
Aus Weidenruten flecht auch ich
Zwölf Körbe jeden Tag.
Brot haben wir genug für heut,
Und Speck werden wir noch kaufen.

Ein kleiner Vogel singt und singt
Die ganze Nacht im hohen Gras
Vor dem Wagen, dem grünen
[Planwagen.]

MÄDCHEN AM FENSTER

Vor meinem Fenster
Wächst eine Rose
Sie soll wachsen
Soll nur wachsen

Unter der Bluse
Wachsen mir Brüste
Sie sollen wachsen
Daß sie doch wüchsen

Die Rose pflück ich
Ich steck mir die Rose
Unter die Bluse
Zwischen die Brüste

Er soll sie suchen
Wenn er sie sucht
Er wird die Bluse
Mir öffnen

ZIGEUNERSTOLZ

Sieh nur, Vater, wie sie tanzt!
Sieh, so rot sind ihre Wangen
Wie die Suppe auf dem Feuer
Wie der Paprika so rot!
Ach, wie heiß sind ihre Wangen!
Wie die Sonne heiß die Wangen!
Kann nicht schlafen ohne sie!

Und sie sprang mir in die Arme,
Ließ die schwarzen Flechten los.
Sollen doch die Reichen sehen,
Wie's Gesindel heute lebt!

DER ZIGEUNER WIRBT

Ich grüße dich Schöne
Ein tausender wär zu wenig
Für deine Augen
Zehn Jahre ging ich zu Fuß
Für deine Brüste
Das Zuchthaus nehm ich auf mich
Für deine Hüften
Für deine Lippen geb ich die Sprache
[her]

Ich grüße dich Schöne
Steig auf das grüne Pferd treibs zum
Ich warte im Wald
[Galopp]

Mit einem Wagen
Voll ungeborener Kinder wart ich
Bei den Glockenblumen [auf dich]
Bei der Nachtigall
Mein Bett ist dein Körper
Deine Schulter mein Kissen
Beeil dich Schöne
Ich warte nicht lang
Ich zieh aus dem Brot das Messer
Ich grüße dich Schöne
Ich wisch die Krumen vom Messer
Ich grüße dich Schöne ich treff dich
[gerade ins Herz]

GEBET

Groß bist Du, Gott, Du bist groß!
Niemand, Gott, ist Dir gleich!
Tu mir, Gott, eine Liebe, mir
[Unglückswurm, dem Zigeuner!]

Austilgen sollst Du die Welt.
Niemand soll bleiben, nur Du.
Dann aber nimm Dich zusammen,
[vergiß nicht Deinen Verstand,
Schaffst Du von neuem die Welt!]

LETZTE WEISHEIT

Ist das ein Jammer!

Grad hab ich ein bißchen Verstand
[gesammelt —

Da nimmt mir Gott schon das Leben.
Du kaufst dir ein Pferd — der Wagen
[bricht.

Verkaufst du den Mantel, fällt Regen.
Du baust dir ein Haus — der Sommer
[kommt,
Den Mäusen selbst wird es zu heiß.

Was hab ich verbrochen, ich schwarzer
[Zigeuner,

Der weder Schuh hat noch Geld?
Bleib ich am Leben — ich richt mirs
[ein!

Der droben selbst könnt mich
[beneiden!

Habs grad erst gelernt. Zu spät.
Sie zimmern mir schon zum Sarg den
[Zaun —

Ist das ein Jammer!

WO SIND DIE STRASSEN?

Sechs Hengste hab ich,
Sechs Straßen zu reiten.

Zwei führ ich zum Markt,
Das Geld wird verjubelt,
Zwei Straßen reite ich nimmer.

Zwei führ ich zum Markt,
Meine Frau zu begraben,
Vier Straßen schon reite ich nimmer.

Zwei Hengste bleiben,
Die führ ich zum Markt:
Eine neue Frau will ich kaufen.

Was aber soll ich ohne Hengste?

Fort sind die Straßen,
Ich steh, wo ich stand.

Rast in Eboli

„Christus kam nur bis Eboli“ heißt ein berühmt gewordenes Buch. Wo liegt Eboli? Es ist eine kleine Stadt südlich von Neapel, an der Grenze von Campanien gegen Lukanien. Da, wo Bahn und Straße, von Salerno kommend, das Meer und die Ebene verlassen und, sich im gebirgigen Lukanien verlierend, der Adria und Calabrien zustreben, bleibt Eboli als letzter größerer Ort zurück. Hier hört die bekannte „Welt“ auf, und es beginnt jene andere der Berge und Schluchten, der weit auseinander liegenden kleinen Dörfer und Siedlungen, der versengten Hügel, einst das Refugium der Briganten, wo der Mensch fast immer in der Furcht vor irgend einem möglichen Geschehen lebte und oft noch lebt. Der Mensch, der kaum eine Schule besuchte, nichts kennt, als das, was um ihn ist, der Mensch, der sich von Gott und Obrigkeit verlassen fühlt, der Mensch, der nicht viel besser lebt, als die Haustiere, die ihn umgeben.

Christus ist nicht bis hierher gelangt. „Si è fermato a Eboli“, sagt der Turiner Arzt und Maler Carlo Levi in seinem Aufsehen erregenden Buche, das 1946 erschienen ist und bald in alle Weltsprachen übersetzt wurde. Die Heilsbotschaft des Christentums ist nicht bis in diese einsamen und öden Bezirke gedrunken, deren Priester alt und schwach und ungebildet sind und froh sein müssen, wenn sie geduldet werden. In tragischem Dahindämmern lebt eine armselige Bevölkerung, die noch immer an Teufel und Hexen glaubt, verlassen von allen, auch vom Staat, den sie im Grunde nur in der Person des Steuereintreibers kennt. Die Welt, die begann erst in Eboli.

So schildert Levi das „gottvergessene Land“ und das Bergnest Cagliano, in dem er 1935-36 als „confinato“, als vom Fascismus Zwangsverschickter gelebt hat, mitten unter einer Hand voll halbverhungerten und von der Malaria befallener Bauernfamilien. Mussolinis Siege in Abessinien brachten ihm dann die Amnestie. Die folgenden Jahre lebte er in Frankreich, kehrte aber 1942 wieder nach Italien zurück. Zwei Jahre später wurde er, der mit der Politik der Regierung nicht einverstanden war, neuerdings verhaftet, diesmal aber nicht bloß verschickt, sondern eingekerkert. Erst die siegreich vordringenden Alliierten befreiten ihn aus seiner Haft.

Ein Jahr später erschien sein Buch, seine Erinnerungen an seinen Zwangsaufenthalt in Lukanien. Der Arzt und Maler war zum Schriftsteller geworden, und sein Buch wirkte wie der Aufschrei eines vergessenen, völlig sich selbst überlassenen Volkes, weit weg von Rom, weit weg auch von der kleinen Stadt Matera, in der die Provinzialregierung saß. Selbst Eboli schien unerreichbar fern. Dort erst begann die Welt.

Dort gingen Straßen, Bahnen durch. Dort lebten Menschen, Christen. Dort galt das Wort des Herrn. Aber eben: „Christus kam nur bis Eboli“.

So erhält in diesem Buche die kleine Stadt einen Glanz, den sie sonst wahrlich kaum verdienen würde. Von Paestum, und seinen Tempeln kommend, erblickt man sie am östlichen Berghang liegend, ein festes, altertümliches Nest. Mit ihm schließt sich das weite Rund des salernitanischen Golfes. Es liegt an der großen Straße, die nach Potenza, nach Bari und Taranto, drüben am adriatischen und jonischen Meer führt. Man fährt durch ein fruchtbares Land, voller Kornfelder und Orangengärten. Vom Bahnhof Eboli aus, um den herum sich die industrielle Neustadt angesiedelt hat, führt eine breite Platanenallee zu dem, eng an den Berghang sich schmiegenden Städtchen, das auf den ersten Blick alles andere als einladend aussieht. Wären nicht die literarischen Erinnerungen, man hätte dort nichts, aber auch rein gar nichts zu suchen.

Dicht gedrängt stehen die Häuser, alt, grau, verwittert, ein Stück Mittelalter. Kaum ist irgendwo ein neuer Bau zu sehen. Auch die Banken, die sonst gerne mit großen Palästen prunken, sind höchst bescheiden untergebracht. Durch das Häusergewirr hindurch windet sich ein unübersehbares Netz enger Gäßchen und Treppen. Dunkle Torbögen öffnen sich nach schmalen Höfen; oft führen die Wege unter den Häusern hindurch.

Auf dem kleinen Platze steht die Hauptkirche, auch sie eng an die anderen Bauten geschmiegt. Daß sie ein Altarbild des fruchtbaren Andrea di Salerno besitzt, ist für eine süditalienische Stadt fast eine Selbstverständlichkeit; mehr interessiert uns das Fresko einer Kreuzigung aus dem 14. Jahrhundert von Roberto di Oderisio.

Die Kuppe des Hügels, an den das Städtchen sich anlehnt, krönt ein weitläufiges, altersgraues Kastell mit vier mächtigen, wehrhaften Ecktürmen. Von seinen Bastionen aus geht der Blick weit ins Land. Von einem nahen Hügel leuchten aus Orangengärten die weißen Klostermauern des Konventes von San Francesco, von dunkeln Zypressen überragt. Hinter ihnen schimmern die Hänge im silbrigen Graugrün weiter Olivenwälder. Im Westen glänzt blau das Meer; im Süden und Osten umsäumen hohe Berge die fruchtbare Ebene zu Füßen des Städtchens. Aus ihrem Kranze ragt mit steilen, hell leuchtenden Kalkwänden der Monte Alburno. An seinen Fuß schmiegt sich dunkel der uralte Wald immergrüner Steineichen, den schon Vergil besungen hat. Es ist ein klarer, schöner Vorfrühlingstag; die ganze Landschaft erscheint in einem feinen, silbergrauen Dunst.

Weit ins Altertum zurück gehen die Anfänge von Eboli. Feste Stadt der Römer, von Mauern umgürtet, mit einer Akropolis auf der Höhe des Berges, wurde Eburum im Jahre 410 von Alarich erstürmt, erstand aber wieder, gehorchte den verschiedensten Herren, den Normannen, den Hohenstaufen, den Fürsten von Salerno, dann den Spaniern. Rodrigo Gomez de Silva, mit dem Titel eines Fürsten von Eboli ausgestattet,

verkaufte die Stadt 1567 an die Grimaldi in Genua. Später ging sie an die Doria aus Andria, dann an die Colonna über. Aus der Zeit der genuesischen Herrschaft stammen die meisten Bauten der Stadt, die noch von einigem Interesse sind, auch das Kastell.

Ein paar berühmte Männer sind aus Eboli hervorgegangen, so der lateinische Dichter Pietro da Eboli aus der Wende des 12. zum 13. Jahrhunderts. Sein großes Gedicht „De Motibus Siculis“ war Heinrich VI. gewidmet und ist eine wichtige Quelle für die Geschichte der normannisch-staufischen Herrschaft in Süditalien.

Wenig erinnert an diese Zeit, wenig an die spätere. In der schön gelegenen Chiesa dei Cappucini sind in den Absiden und am Campanile einige normannische Reste erhalten geblieben, in der Stadt ein paar schöne marmorene Portale aus dem 17. Jahrhundert. Rasch hat man den Ort, der immerhin seine 15 000 Einwohner zählen dürfte, durchgangen.

Es ist Aschermittwoch. Etwas von seiner Nachkarnevalsstimmung scheint in der Luft zu liegen. An allen Brunnen, überall an dem kleinen Fließchen, das die Stadtmauer umspült, wird gewaschen; alle Straßen hängen voll von Wäsche. Man scheint alle Fastnachtslust heraus reiben zu wollen. Auf den kleinen, engen Plätzen herrscht reges Leben. Frauen und Mädchen stehen schwatzend beisammen, in kupfernen Kesseln oder schön geformten Krügen das Wasser auf dem Kopf in die Häuser tragend. Vor den Fenstern sieht man überall ebensolche Krüge stehen, schmuckvoll wie Blumentöpfe. Was an Waren zu befördern ist, tragen flinkfüßige Esel gaßauf, gaßab; beidseitig schwer beladen, haben sie oft genug auch noch den Treiber zu tragen.

Im verlöschenden Abendlicht stand ich noch einmal auf des Hügels Höhe. Um mich dufteten herrlich die Orangenbäume, die, noch völlig fruchtbladen, schon wieder in Blüte standen. Leise verdunkelten rings die Olivenhaine, langsam erlosch über dem Meer der letzte helle Streifen. Im Städtchen begannen die Laternen aufzuflammen; schwach nur erhellte ihr flackerndes Licht die dunkeln Straßen, durch die ich nun wieder dem tiefer gelegenen Bahnhof zuschritt.

Das also ist der Ort, der durch Carlo Levis Buch einen Glanz erhalten hat, den er sonst wahrlich kaum verdienen würde. Dieser Glanz ist aber nicht erst von heute. Schon einmal ist die kleine Stadt in die Weltliteratur eingegangen, 1787 durch Schillers „Don Karlos“, durch den — ruhm- und ränkesüchtig — eine Prinzessin von Eboli geistert. Die schöne Spanierin hat die kleine Stadt, deren Namen sie trug, nie gesehen. Den fürstlichen Titel erhielt sie durch ihre Vermählung, wie sie schon bei ihrer Geburt die Adelsprädikate zweier kalabrischer Städte erhalten hatte. Denn als Tochter und einzige Erbin des Vizekönigs von Peru, Don Diego Hutadi de Mendoza, war die, 1540 geborene Anna de Mendoza, auch Herzogin von Francavilla und Fürstin von Melito. Neunzehnjährig heiratete sie den schon recht älteren Rodrigo Gomez

de Silva, der als Günstling Philipps II. mit Eboli belehnt worden war und der sich daher auch den Titel eines Fürsten dieser Stadt zugelegt hatte. Denn das Königreich beider Sizilien stand damals unter spanischer Herrschaft, und seine festen Plätze und Städte lieferten den spanischen Granden neue Adelsprädikate. Die meisten dieser Herzöge und Fürsten hatten ihr „Land“ nie gesehen, sich nie darum gekümmert.

Am spanischen Hofe stand die junge und schöne Fürstin von Eboli im Mittelpunkt vieler Intrigen und spielte eine einflußreiche Rolle. Alle Berichte sind sich einig im Lobe ihrer Schönheit. König Philipp war zwar ernst und verschlossen, schönen Frauen gegenüber aber nicht unempfindlich.

Nach dem frühen Tode ihres Mannes zog sich die Fürstin, wie sich dies schickte, für einige Zeit auf ihren Landsitz Pastrana zurück, erschien aber nach der Vermählung Philipps mit Elisabeth von Valois wieder am Hofe. Eifersüchtige Bewacherin der Tugend der Königin, war sie sich selbst gegenüber weniger streng. Nicht nur zum König, sondern auch zu andern Personen des Hofstaates soll sie in engen Beziehungen gestanden haben. Eifrig schürte sie den Konflikt zwischen dem König und seinen Sohn Karlos, dessen Tod, wie auch der der Königin ihren Einfluß noch steigerte.

Aber die Gunst eines alten, vergrämten und verdüsterten Mannes, und wenn er auch einer der mächtigsten Monarchen der Welt war, konnte der geistvollen, heißblütigen und leidenschaftlichen Fürstin auf die Dauer kaum genügen. Sie schenkte dem König wohl ihre Gunst, ihre Liebe aber seinen Staatssekretär Antonio Perez, einem Manne von Geist und Bildung.

Ob der König dieses Verhältnis ahnte, oder ob es wirklich nur eine politische Intrige war, der die beiden zum Opfer fielen? Tatsache ist, daß der König Perez unerwartet gefangen setzen und verschwinden ließ. Er hatte allerdings Escovedo, den Halbbruder des Königs ermorden lassen, und dessen Verwandte verlangten Sühnung der Tat. Aber diese war wohl kaum ohne das stillschweigende Einverständnis oder wenigstens das Mitwissen des Herrschers geschehen. Ob Escovedo dem Monarchen das Verhältnis der Fürstin von Eboli zu Perez verraten hatte? Die Gründe des königlichen Zorns sind dunkel.

Perez verschwand in Gefängnissen und Folterkammern. Und mit ihm verschwand die Fürstin von Eboli. In derselben lauen Sommernacht — o schöne Tage von Aranjuez! — drangen Bewaffnete in ihr Haus und führten sie fünf Stunden weit weg von der Residenz nach dem Turm zu Pinto. Umsonst verlangte sie, vor den König geführt zu werden, versuchte sie, ihn brieflich zu erreichen. Der Herrscher hatte seine einstige Geliebte völlig von sich getan; in seinem Herzen war nur noch Abneigung und Haß.

Jahrelang blieb die Fürstin von Eboli im Turm zu Pinto lebendig begraben, und auch, als sie ihren Kerker verlassen durfte, blieb sie eine

Gefangene. Der König verbannte sie in ihr Landhaus zu Pastrana. Er verzieh nie! Dort starb sie im Jahre 1592, verlassen und vergessen. Ein glanzvolles Leben endete in tiefster Dunkelheit.

Über das Königreich beider Sizilien gingen jahrhundertelange Stürme. Der blutgetränkte italienische Süden, Sehnsucht und Kampfobjekt vieler Herrscher, ging weiter von Hand zu Hand. Ebolis Name erlosch, wie der so vieler anderer Städte, denen die spanische Herrschaft einst Glanz und Klang gegeben hatte.

Schiller war es, der ihn für immer auferstehen ließ. Als seine Prinzessin von Eboli ist Anna de Mendoza in die Weltliteratur eingegangen und damit unsterblich geworden. Und von dieser Gestalt, die er in dichterischer Freiheit schuf, fällt ein Schimmer des Glanzes auch auf die kleine Stadt Eboli, die zwar nur eine der geringsten im ehemaligen neapolitanischen Königreiche ist.

Und nochmals rauscht, anderthalb Jahrhunderte später, ihr Name in Carlo Levis Buch auf, als einer Grenzstadt nicht nur im geographischen sondern auch im geistigen Sinne, Grenze zwischen Christentum und überliefertem Heidentum. „Cristo si è fermato a Eboli!“

DIE PFERDESCHWÄNZE

Denkt an den Pferdetrab,
Als es noch Pferde gab,
Und laßt mit Pferdeschwänzen
Die kleinsten Mädchen glänzen.
Die Mutter meint: Es geht nicht.
Sie kämmt den Schopf — es geht!
Der Frühlingswind zerweht nicht,
Was stracks nach hinten steht.

Als es noch Pferde gab,
Saht ihr beim Pferdetrab:
Was stracks nach hinten stand,
Der Pferdeschwanz, er schweifte,
Und keine Stute fand,
Daß Füllens Schwanz nicht reichte.
Drum laßt mit Pferdeschwänzen
Die kleinsten Mädchen glänzen!

Georg von der Vring

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Ein Abschied, der nicht schmerzt

Es ist ein eigenartiges Buch, das uns *Golo Mann* vorgelegt hat: „*Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*“, (Frankfurt a. M. 1958, S. Fischer). Was für Fragen drängen sich dem Leser nicht während und nach der Lektüre auf! Es ist ein umstürzendes Buch. Wieviel Vorurteile bleiben da auf der Strecke! Und es ist ein einzigartiges Buch. So ist deutsche Geschichte in unserem Jahrhundert noch nicht geschrieben worden.

Vielleicht ist es ein unumgängliches Schicksal, von Übel oder auch nicht, daß die einen Geschichte machen, andere sie schreiben und interpretieren und wieder andere sie erleiden. Unsere Erfahrungen im Bereich des „bismarckschen Nationalstaates“ scheinen diesen Schluß jedenfalls zu bestätigen; wann machen wir uns schon klar, in welcher heillosen Weise wir dieser „Welt“ und ihren abgestandenen Vorstellungen unbewußt verhaftet sind? Wie ungern lassen wir doch von jenem Legendengebilde à la Treitschke, das nur von den wenigsten als solches durchschaut wird. Mit diesem Buch wird aber zumindest die Chance gegeben, die vorher gar nicht bestand, daß auch die etwas von deutscher Geschichte erfahren, die es „angeht“, und nicht nur die, deren sehr ehrenwerter Beruf es ist.

Gewiß, es ist keine erholende Lektüre. Niemand wird danach aufstehen und sagen: wie herrlich weit haben wir es doch gebracht! oder: den anderen haben wir es aber gezeigt! Doch auch das Gegenteil wird nicht der Fall sein.

Hier wird Vergangenheit nicht mit mehr oder minder Ausschmückung in einem der gängigen Klischees abgehandelt. Etwa als Kampf verschiedener anonymer Klassen und Massen und ihrer Marionetten. Auch nicht nach dem beliebten Kabinettspiel mit Figuren, in denen sich angeblich das „Staatliche“ inkarniert, und mit Mächtigkeitsgruppen, die nichts als ihren eigenen Interessen nachgehen, auf dem weiten Felde der Gleichgewichts- und Hegemonialpolitik. Es geht auch nicht um den Gegensatz von Recht und Macht, der als verschlungener, aber doch roter Faden aufgewickelt wird. Daß der gutgemeinte, aber halsbrecherische Versuch gescheitert ist, die deutsche Geschichte als Versöhnung des Machtstaatsgedankens mit dem Prinzip der Kulturnation zu betrachten, das hat sich nachgerade herumgesprochen. Da helfen auch keine Beschwörungen. Diese und andere traditionellen Sehweisen der Vergangenheit sind berücksichtigt worden. Es sind Steine in diesem Mosaik. Der Autor hat sich wohlweislich nicht auf einen „approach“ eingelassen, alle anderen bedenkenlos opfernd. Wie sieht dieses vielfarbige Bild nun aus?

Um eines gleich vorweg zu sagen: dies Buch ist lesbar für jedermann, der an historischen Dingen überhaupt interessiert ist. Es kann

wirklich am Abend nach der Arbeit und am Wochenende gelesen werden. Es braucht nicht studiert zu werden „mit heißem Bemühen“. Der Stil ist es, der diesem Band unter den greifbaren Werken zur deutschen Geschichte das Prädikat der Einzigartigkeit einbringt. Wie hier epische Sprachgewalt und eindringliche Bildhaftigkeit, mit nüchternem Tatsachensinn, ja trockener Diktion zusammengehen, das ist das Besondere.

Sollte es so sein, daß Geschichtsschreibung die doppelte Aufgabe hat, das Geschehen der Vergangenheit möglichst exakt zu erhellen und die Details zu einem möglichst wirklichkeitsgerechten Bild zusammenzufügen — das erste in der wissenschaftlichen Erforschung, das zweite in der Beeinflussung und Mitformung der öffentlichen Meinungen — dann ist die „Übersetzungsarbeit“ von Golo Mann gerechtfertigt. Entspricht eine „feuilletonistische“ Form also unter Umständen der Sache, die übrigens in anderen Ländern den ihr bei uns noch anhaftenden Hauch des Verdächtigen längst verloren oder nie besessen hat und demzufolge nicht schon als solche ein Ärgernis darstellt, so bleibt der Inhalt jedoch in gleicher Weise dem Kriterium der Wahrheit unterworfen. Es ist also zu fragen, ob der Autor sich der Wahrheit verpflichtet weiß und wie die Resultate seiner Untersuchung aussehen.

Den Auftakt bildet ein Kapitel über einige „Grundtatsachen der deutschen Geschichte“. Da wird etwa verwiesen auf die Einheit der europäischen Kultur und die Vielheit seiner Nationen, auf die deutsche Mittellage, auf seine protestantischen und idealistischen Strömungen und natürlich auf das untergehende römische Reich deutscher Nation, diese „Milchstraße von Reichsritterschaften und Reichsstädten, Abteien und Bistümern, Mark-, Land- und Rauhgrafschaften, dies barocke System, das so offenbar nicht mehr zeitgemäß war, aber zähe war in der Kunst des bloßen Existierens und sich von selber nicht auflösen wollte“. Auch von Preußen und seiner vergleichsweise kurzen Geschichte ist die Rede: „Preußen ist so keine Grundtatsache der deutschen Geschichte, wohl aber eine Haupttatsache der modernen deutschen Geschichte.“ Als der von Napoleon verursachte „Sturmwind“, so Hegel, abgezogen war, fand die Neuordnung Europas in Wien statt unter der Leitung des österreichischen Staatskanzlers, Clemens Lothar Wenzel von Metternich.

Seine Schöpfung, der Deutsche Bund, war „ein Kongreß-Europa im kleineren“. Aber dieses auf Harmonie und Gleichgewicht aufgebaute System war in sich „bewegungsfeindlich“, und insofern Geschichte immer auch Entwicklung bedeutet, mußte diese Konstruktion ihren Fluß hemmen. Sie staute ihn, bis die Dämme brachen. „Was die Bewegung nicht übernehmen kann, was auseinanderfällt, wenn Bewegung stattfindet, lebt nicht.“

An den großen Geistern dieser Zeit kommt niemand vorbei. Golo Mann versteht es, mit wenigen, kräftigen Strichen ein Portrait zu zeichnen und dabei die Leistungen und Irrtümer sowie die Nachwirkungen miteinzufangen. Das sind jeweils große Partien. Görres und Heine

werden gestreift. Von letzterem sagt Mann: „Er war gescheit wie der Tag. Er war hellsichtig, aber er entschied sich nicht“ Dann kommt er zu Karl Marx: „Gewirkt hat Marx und wirkt noch heute, aber nicht das, was er erwartete, errechnete, ist aus seinem Werk herausgekommen.“

Von Bismarck, der den Deutschen Bund dann durch eine „Revolution von oben“ zerbrach, heißt es an einer Stelle, daß er 1850 in der Versammlung der verunglückten preußischen Union in Erfurt auftrat; „immer provozierend, am Redekampf sich freuend, die paradoxalsten Ansichten der Reaktion mit funkelndem Geist formulierend.“ Die Welt von Bismarck war eine andere als die seiner bürgerlichen und sozialistischen Feinde und Freunde. Es war das Exerzierfeld der Machtstaaten, „in welcher auch die Wirtschaft, zumal die Zollpolitik, der Diplomatie zu dienen hatte, eine Welt der blanken Säbel, in der Etwasgelden und Gefürchtetwerden eine und dieselbe Sache war . . . Bismarck, trotz seiner herrlich überlegenen Intelligenz, dachte anachronistisch, und es ist selten ein Glück, wenn anachronistisches Denken in der Wirklichkeit triumphiert.“ „Seit dem Sommer 1866 galt Bismarck als der größte Staatsmann der Zeit. Hätte Preußen die Schlacht von Königgrätz verloren — dazu fehlte aber gar nicht viel — so wäre er als entlarvter Abenteurer im blutigen Nebel der Niederlage verschwunden.“ Einen besonderen Abschnitt widmet Golo Mann außerdem noch Lassalle, Schopenhauer und Nietzsche. Vor der Eroberung Deutschlands durch Preußen aber war die „Revolution von unten“ fehlgeschlagen.

„Daß in Deutschland Demokratie sein sollte“, sagt Mann über die Weimarer Republik, „hatte die große Massenpartei, die sozialdemokratische entschieden. Das Volk sollte sich selber regieren, die Mehrheit bestimmen — gleichgültig, was die Mehrheit bestimmte, gleichgültig, ob es überhaupt eine bestimmungsfähige Mehrheit geben würde. Das war brav und im demokratischen Sinne gesinnungstreu.“ Über Hindenburg: „Wenn er in der Folgezeit schwere Fehler gemacht hat, so trifft die Schuld nicht so sehr den zur Größe — welche er nie besaß — hinaufgeschobenen und hinaufgegläubten alten Mann, eher die deutsche Geschichte und die Nation in ihrer Gegenwart.“ Über Papen: er „war elegant und couragiert, eitel, intrigant und oberflächlich zum Gotterbarmen.“ Und das Ende: „Es ging letzthin mit rechten Dingen zu, wenn Hitler an die Macht kam, weil er politisch der stärkste war und die vehementeste Volksbewegung gesammelt hatte.“ Es war ein „Provisorium“, sagt Eschenburg. Bei Golo Mann ist zu lesen: „Es war eine Existenz aus Verlegenheit, kein echtes Aushalten . . . Ein Interregnum zwischen zwei Epochen.“

Für die folgende Periode ist es, nach der Ansicht des Autors, schwer, „die rechte Sprache zu finden. Mit der Anklage, groben Worten der Empörung und des Ekels ist nichts geleistet. Aber im ruhigen Ton weiterzuerzählen, als handelte es sich um ein Kapitel der deutschen Geschichte wie andere, geht auch nicht an.“ Ein Merkmal dieses beson-

deren Stils ist, daß in diesem Kapitel der Name des Anführers stets nur mit dem Initial H. wiedergegeben wird. Über die Zweckmäßigkeit mag man streiten, aber wie soll der Historiker der Sache angemessen zum Ausdruck bringen, daß er sich mit jeder Epoche der deutschen Geschichte, d. h. auch immer mit der amtierenden politischen Führung identifizieren kann, daß aber in Bezug auf diese Person und dieses System die Distanzierung gefordert ist?

Vom Widerstand und seinen Opfern handelt ein äußerst lesenswerter Abschnitt. Das letzte Kapitel führt bis in die gegenwärtigen Tage der Bundesrepublik: „Das Volk der Bundesrepublik ist keine Nation, es ist nur eine bürgerliche Gesellschaft.“ Das Bemerkenswerte daran ist, daß damit kein Tadel ausgesprochen, sondern eine glückhafte Normalität bezeichnet wird.

Ein Schlüsselwort dieser Darstellung ist „Deutschland“ und das „deutsche Volk“. Mann sagt selbst, daß es der „Held der Erzählung ist.“ Wir fragen erstaunt, wer denn das „deutsche Volk“ ist. Es ist das Volk der jeweilig existierenden politischen Ordnung, von dem gehandelt wird. Es ist keine mystische Einheit jenseits von Zeit und Ort und auch kein ewiges Ideal unter den Sternen; gleichwohl ist nicht zu verhindern, daß schon bei der bloßen Nennung dieses Namens mehr als nur das jeweilige Staatsvolk angesprochen ist. Mann kann natürlich zwei Argumente für sein Vorgehen vorbringen. Einmal haben sich nicht wenige „Deutsche“ in diesen 150 Jahren, aus welchen Gründen auch immer, so verstanden; und nicht nur sie allein, sondern auch vom Ausland her wurden sie zeitweilig so gesehen. Wenn es aber so etwas wie eine nationale Periode in der deutschen Geschichte gegeben habe, dann ist es gerechtfertigt, die „kleindeutschen“ Deutschen in dieser Epoche mit diesem Sammelbegriff zu begreifen.

Es ist gerade ein Zeichen dafür, daß wir diesen Abschnitt der Geschichte zurückgelassen haben, wenn wir merken, daß dieser Begriff nicht mehr paßt. Diese Frage ist lediglich ein Beweis dafür, daß das „deutsche Volk“ in keiner Weise mehr in der Gegenwart ein verbindlicher, vorgegebener Wert ist.

„Keine Zeit will auf einen einzigen Nenner gebracht sein“, schreibt Mann. Und er zeigt denn auch die Fülle des Lebens in ihren mannigfaltigen Gestalten; den Reichtum und die Armut, den Erfolg und den Mißerfolg, das Vorwärts und das Rückwärts, die leidenschaftliche Aktion und die hartnäckige Tradition, den Hochmut und die Demut, die stille Verzweiflung und die wilde Entschlossenheit, das Zeitgemäße und das Unzeitgemäße. Er zeigt, wie die begrifflichen Extreme in Wirklichkeit eng beieinander liegen, häufig kaum zu trennen. Blickt der Leser einmal vom Buche auf und überlegt er, was denn die eben dargestellte Periode besonders auszeichnet, so wird die Antwort nahe liegen: die geistigen, politischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen, die Herausforderung und die schöpferische Antwort, die imma-

nente Tragik, daß die entscheidenden Dinge im Verlaufe der Geschichte jedenfalls nicht gelöst werden, sondern in der Schwebelage bleiben. Das aber ist ein Merkmal jeder Epoche! Was sie bei Mann scheidet, das ist höchstens der Personenwechsel und die Dichte der Ereignisse. Aber kann politische Geschichte auf diese Weise einprägsam erfahren werden? Hier bekommt die epische Breite einen negativen Akzent. Die Konturen verschwimmen, wenn der Mensch, der handelnde und irrende Mensch derart in den Vordergrund gerückt wird, daß alle politischen Ordnungen und wirtschaftlichen Verhältnisse davor verblasen.

Der jeweilig passende Rahmen, in dem das politische Geschehen sich abspielt, ist vernachlässigt. Mann spricht einmal davon, daß „das kaum unterbrochene Turnier zwischen Völkern, Staaten, Klassen, Ideen“ wieder weiter geht. Was er vergessen hat, besonders abzuheben, ist die ganz konkrete und immer wieder wechselnde „Kampfbahn“ der Geschichte. Auch bedürften einige Ereignisse, nach unserer Meinung, bei einer Neuauflage einer eingehenderen Darstellung; etwa der Widerstand, die liberale Linie, die mit Gervinus ausläuft, und das Unternehmen von Radowitz.

Wenn die einzelnen Abschnitte der deutschen Geschichte in der Darstellung ihre Besonderheit durch den epischen Fluß der Erzählung leicht zu verlieren drohen, so ist dagegen der innere Zusammenhang dieser 150 Jahre unverkennbar. Er wird nicht herbeizitiert und beschworen. Er ergibt sich unausgesprochen aus der Sache selbst. Wer ein Organ dafür entwickelt hat oder ausdrücklich die Gretchenfrage stellt, der erfährt es: Was hier vor unser aller Augen abgelaufen ist, das ist ein Stück europäischer Geschichte, exemplifiziert am deutschen Sonderfall. Wenn es überhaupt eine verbindende Linie dieser Epoche gibt, dann diese: der naive, zaghafte und befreiende Ansatz, der schwungvolle und viele mitreißende Aufstieg, die Kulmination in der Zufriedenheit des Erreichten, das Abgleiten ins Zerstörerische, ins Unhumane, die Explosionen, beim ersten Male noch groß und die Herzen bewegend, selbst im Irrtum, das zweite Mal wie der Wahnsinn selbst und eine Geißel der Menschheit, schließlich die Katastrophe. Das ist der Weg des deutschen Nationalismus. Am Ende hatte sich das ganze Prinzip ad absurdum geführt. Wer mochte hier von Perversion sprechen? Da war nichts zu retten; im Namen des Menschen jedenfalls nichts. Es mußte wohl wirklich das Ende des europäischen Nationalismus kommen, bis ein Europäer, der Holländer Koppelman, aufstand und sagte: „Der Nationalismus schafft unnötige Probleme, er löst nicht die vorhandenen. Er hat keine zweckdienliche Funktion im Leben der Menschheit.“ Bis es ihm geglaubt wurde, und er nicht als Ketzer dastand.

Vielleicht war der deutsche Nationalstaat in einer fernen Vergangenheit wirklich einmal ein schönes Ideal. Heute ist er weder schön noch überhaupt ein Ideal. Er ist zu einer Zwangsvorstellung geworden, aus der es sich langsam zu befreien gilt. Wer sich seiner Fesseln entle-

digen möchte, dem kann geholfen werden. Er lese für's erste die 10 Seiten, die Golo Mann in seinem Buch zum Thema „Deutschland und Europa“ geschrieben hat.

Es ist ein Abschied, der nicht schmerzt oder doch nicht zu schmerzen braucht. Hier trifft das französische Sprichwort „Partir c'est toujours un peu mourir“ nicht zu. Nach Golo Mann gibt es „falsche und echte Aufgaben; Fragen, die einmal echt waren, aber es nicht mehr sind“. Dazu gehört nach seiner Meinung auch das Problem des deutschen Nationalstaates. „Die Frage, was Deutschland sei, und was es mit sich anfangen sollte, war vor hundert Jahren eine unausweichliche.“ Das war einmal, das ist Geschichte. „Was der Mensch sei und was der Mensch mit sich anfangen solle: das ist die Frage der Zukunft.“ *Helmuth Wagner*

Künstler im Schaufenster

Wen geht es etwas an, daß Utrillo sich mit wüsten Gebärden gegen Frauen wehrte? Wer hat genug Einblick und Respekt, hier die verschleppte Bitterkeit einer Kindheit zu sehen, nicht „Enthüllungen“? Welche Ohren sind dafür eingerichtet, aus den Worten der Fernande Olivier das Schicksal Pablo Picassos herauszuhören und nicht nur die kleinen Gehässigkeiten einer durchschnittlichen Frau mit dem guten Gedächtnis der Enttäuschung und der Selbstüberschätzung?

Es gibt jetzt also Bücher, die nicht nur aus der Werkstatt, sondern auch aus den Suppentöpfen eines Künstlers plaudern, die vorrechnen, ob mehr für Haschisch oder Krawatten auf ihrem Etat stand. So wird nun bald jeder, der Bildung für etwas hält, was man sich kaufen kann, zu seinem Offset-Picasso und seinem Postkarten-Utrillo die authentischen Atelier- und Alkoholgeheimnisse dieser komischen Maler fügen können. Er wird daraus zwar auch die Einsicht schöpfen können, daß in der Kunst unserer Zeit unsere eigene Not umgeht. Wahrscheinlicher ist, daß aus diesen Büchern der Stoff für höchst mißtrauische und verhängnisvolle Gespräche bezogen wird, in denen dann wieder von Zersetzung der nationalen Werte, der Wehrkraft, des Abendlands und anderem die Rede sein wird, so in den Schatzkammern alenthalben gedeihender Reichs- oder

Bundeskulturschwätzer unbegrenzt haltbar lagert. Wenn diese Bücher aber in die richtigen Hände kommen, dann wird der verstreuten Schar der Nachführenden, der Verständigten, der Wissenden die imaginäre Bekanntschaft derer zuteil, denen sie sich nie selber hätten nähern können.

Der Reihe nach die vier neuen Bände der „Atelier“-Serie im Diogenes-Verlag Zürich:

Fernande Olivier „Neun Jahre mit Picasso“. (Deutsch von Gertrud Droz-Rüegg. 161 S. 46 Reproduktionen, 28 Foto-Tafeln. DM 16,90) Sie verspricht im zweiten Satz, „recht schroff zu demaskieren“. Sie vergißt, daß Maske ein Stück Gesicht ist, ein Stück auch von jenem Gesicht, das man dem andern nicht nehmen kann, ohne es selbst zu verlieren. Immerhin stehen auch in diesem Buch — zwischen Nichtigkeiten und Indiskretionen — Sätze, die künftigen Biographen Picassos, Apollinaires oder Max Jacobs nützlich sein werden. Aber dort, wo Frau Olivier sagen mußte, wie es 1913 zur Trennung von Picasso kam, wo sie sagen mußte, was ihre Welt von der seinen unterschied, dort weicht sie aus in ein kleines verschnupftes Naserümpfen.

Francis Carco „Maurice Utrillo. Legende und Wirklichkeit“. (Deutsch von N. O. Scarpi. 210 S. 79 Reproduktionen, Zeittafel, Namenregister. DM 19,—) Utrillo wird vielleicht einmal — mit Carcos Hilfe — unter den Kronzeugen gegen die bürgerliche

Erbbiologie stehen, die nur dazu geschaffen scheint, die Verantwortung für den Mitmenschen auf dessen Urgroßvater abzuwälzen. Carco aber, der so viele kluge und genaue Dinge über Utrillo sagt, ist manchmal seltsam oberflächlich. So behauptet er einmal, es wäre schade gewesen, wenn Utrillo — einer frühen Neigung folgend — Dichter geworden wäre, denn seine Gedichte böten nichts sonderlich Bemerkenswertes und wären schweigend übergangen worden, wenn sie nicht von dem Maler Utrillo stammten. Als ob ein Feuer zweimal brennen könnte.

Raymond Escholier „Henri Matisse.“ (Deutsch von Maurice Besset. 315 S. 87 Reproduktionen, Zeittafel, Namenregister. Ln. DM 25,—) Ganz anders. Escholier wurde von Matisse ermuntert, informiert, zensiert. Der Ton ist gemessen, die Aussagen dafür manchmal belanglos und umständlich. Es kommen hundert Leute zu Wort, in deren Zettelkasten auch einmal Matisse vorkam. So ist Escholiers Buch ebenfalls eine Art ehrenwerter Zettelkasten geworden. Eine fast schon wissenschaftliche Art, Mißverständnisse zu züchten; fast Kunststorie. Wer Herr Matisse war, ist wohlgefällig verzeichnet. Wer Matisse war, fehlt. Und schließlich:

Anatole Jakovsky „Die naive Malerei in Frankreich.“ (Deutsch von N. O. Scarpi. 170 S. 41 Reproduktionen, 20 Fotos. Ln. DM 15,90) Die Einleitung von Florent Fels gibt das liebevolle Thema, zu dem Jakovsky 25 Variationen schreibt, über 25 Menschen, die man naive Maler nennt. Nicht sehr viel über jeden, aber genug, um sie so zu lieben wie Fels, wie Jakovsky, wie Wilhelm Uhde sie liebten. Fels nennt die Kritiker arm, die ihm sagten: „Man macht nichts mit dem Herzen, das Herz ist ein Muskel.“ Jakovsky spinnt diesen Faden weiter, setzt im Vorbeigehen der Kunst, Schiffe in Flaschen zu zaubern, ein Denkmal, führt vor Votivtafeln und schließlich zu Rousseau, Bombois, Bauchant und hält ein bei Fernand Weil. Die Lebensbilder werden vor dem Leser

aufgerollt wie stumme Dramen, ohne Pathos, ohne Pose, dem Leser ein Ereignis bereitend, weil sie ihm Stille bereiten. Endlich — seit dem Mehring-Band (DR 2/59) dieser Reihe — wieder ein Buch, das aussagt, ohne zu enthüllen. *Peter Pesel*

Kritik und Dichtung

Thomas Stearns Eliot, Amerikaner von Geburt, Engländer durch Erwerben der englischen Staatsbürgerschaft, ein Dichter par excellence. Das Wiederanknüpfen an christliche Traditionen, die Geschlossenheit seines Werks, sein pädagogischer Eros als Kritiker hat ihm eine (in den frühen Zwanzigerjahren keinesfalls erwartete) Breitenwirkung gewonnen. Und was noch entscheidender ist: seine Autorität. Es wäre voreilig zu behaupten, daß er in der großen Reihe der englischen Dichter-Kritiker (Ben Jonson, Dryden, Dr. Johnson und Coleridge) an erster Stelle steht — wem dieser Platz gebührt, werden kommende Generationen zu entscheiden haben. Daß jedoch die Maßstäbe, die er gesetzt hat, für die Literaturkritik (und gewiß nicht nur für die Englands und Amerikas) von weit größerer Bedeutung sind als etwa jene Dr. Johnsons, können wir heute schon sagen. Den Beweis dafür bringen jene sechzehn Essays, geschrieben in den Jahren zwischen 1941 und 1957, die jetzt in deutscher Übersetzung erschienen sind: „Dichter und Dichtung“ (Frankfurt a. M. 1958, Suhrkamp Verlag. 448 S. DM 18,—).

Aufsätze und Vorträge — Meditationen: geformt zu Pyramiden oder sich nach innen windenden Spiralen. Darin liegt für den Leser ein Zwang. Man muß T. S. Eliot, als Begleiter seiner Gedanken, Stufe für Stufe folgen, gerät von der anfangs breiten Fläche unwillkürlich (und ohne Atemnot!) in immer höher gelegene Bezirke, bis der Gipfel der Pyramide, der logische Schluß, erreicht ist. Eine solche Technik der essayistischen Darstellung wird von ihm vor allem dann genützt, wenn er Themen aufgreift, die eine nicht leicht abzu-

Frühsummer-Nordsee-Urlaub kräftigt, heilt

BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEBOG SPIEKEROOG WANGERHOOB

Nordseekuren wirksam und preiswert bei Katarrhen, Allergien, veg. Dystonie, Nachlassen der Arbeitskraft, Praeskliphschriften - auch für Sanatorien, private Kinder- und Schulheime vom Landesverkehrsverband Ostfriesland, Emden

steckende Grundfläche haben. Beispiele: „Zeitgenössische Erziehung und humanistische Bildung“, „Religion und Literatur“ oder „Die Grenzen der Literaturkritik“, „Die gesellschaftliche Funktion der Dichtung“ und „Die drei Stimmen der Poesie“. Die andere Technik, die der Spirale, nützt er in seinen Essays über Werke großer Dichter („Goethe der Weise“, „Christopher Marlowe“, „John Dryden“, „Johnson als Dichter und Kritiker“, „Wordsworth und Coleridge“, „Byron“ oder „Shelley und Keats“, „Rudyard Kipling“, „Yeats“ und „Vergil und die christliche Welt“). Wie von ungefähr, sich scheinbar assoziativen Gedanken überlassend, visiert er das Objekt an, umkreist es in ständig enger werdenden Bahnen und trifft schließlich mit der Konsequenz eines Logikers den zentralen Punkt. Der Gewinn: wunderbare Klarheit, überzeugende Urteile, Schärfe in der Auswertung von These und Antithese. Der Nachteil: der Leser fühlt sich am Leitseil des Autors so sicher, daß er sich ihm allzu unbedacht überläßt, vielleicht gar nicht zu fragen wagt, ob der eingeschlagene Weg der richtige ist. Hier können Hypothesen leicht als Grundwahrheiten hingenommen werden.

Bezeichnend dafür der grandiose Essay über „Die Grenzen der Literaturkritik“. Kennte man nicht T. S. Eliots Aufsätze über die bereits genannten Dichter, die mitgeteilten Erkenntnisse und vorgetragenen Erfahrungen würden einen schwerlich befriedigen. Denn laut diesem Essay ist es wichtig, daß Kritik auf keinen Fall nur mit dem Erklären von der Entstehung der Kunstwerke zu tun haben darf. Eine solche Methode könne zwar zum Verständnis einer

Dichtung beitragen, stehe jedoch „genau genommen außerhalb der Grenzen der Literaturkritik“. Denn worauf es in einem Kunstwerk ankommt, ist ja gerade das Unerklärliche. Und das läßt sich mit keiner „Zitronenpresse“ ausquetschen. Eine andere Gefahr, die dem Kritiker begegnet, ist die Annahme, daß die Interpretation eines Kunstwerks, „wenn sie gültig sein soll“, notwendig eine Darstellung der bewußten und unbewußten Absichten des Künstlers sei. T. S. Eliot folgert daraus, daß der Kritiker den Leser immer nur bis vor die „Pforte“ der Dichtung führen könne („den Weg ins Innere müssen wir selbst finden“), ja führen dürfe. Denn seine Aufgabe sei es, „Hilfe zum Verstehen und Genießen der Dichtung zu geben“. So weit, so gut. Würde man jedoch T. S. Eliot wörtlich nehmen, sich allein auf diesen Essay verlassen, müßte der Eindruck entstehen, daß ein Gebilde, ist es zur Kunst erhoben, keinem kritischen Maßstab unterworfen werden dürfe und ausschließlich Kommentare erlaube. Mit anderen Worten: im Raum der Kunst gebe es keine Gradunterschiede sondern nur gleichwertige Variationen.

Eine solche Auffassung könnte nicht unwidersprochen bleiben. Hier muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß T. S. Eliot seine Argumente zu einseitig vorträgt (und somit den Leser in die Irre führt oder zumindest verwirrt), und daß er in seinen Würdigungen großer abendländischer Dichter sich keinesfalls mit Kommentaren zufrieden gibt. Er selbst liefert in dem vorliegenden Werk Beweise genug, welch großen Wert er auf graduelle Unterschiede legt, wenn er — zum Beispiel — die Verse Byrons

mit denen Chaucers oder Moores vergleicht und diesem großen Poseur auf diese Weise innerhalb der Hierarchie der Kunst die ihm gemäße Stelle zuweist.

Was die Bedeutung dieser Essay-Sammlung ausmacht, ist vielleicht weniger das Schaffen von neuen Maximen, als das Setzen neuer Werte. Von diesen Werten lebt die Sprache, die Dichtung, und damit das Volk, das diese Sprache spricht und dem diese Dichtung eigen ist.

Helmut M. Braem

Beichte eines Kommunisten

Gestehen wir es sofort, die „Karwoche, La Semaine Sainte“ (Ed. Gallimard) von Aragon — eigentlich Louis Andrieux — des französischen kommunistischen Literaturpapstes, ist ein einzigartiger Wurf. Wert eines Goncourtpreises (wenn Aragon nicht schon berühmt wäre), wie die maßgebenden bürgerlichen Kritiker betonen.

Ein grandioses Fresko, diese Karwoche vom 20. bis 26. März 1815, in der, nach der überraschenden Landung Napoleons im Golf von Juan und seinem Siegeszug durch das Rhonetal, der podagrakranke König Ludwig XVIII. und seine Höflinge durch die regenschweren Weiten der Picardie und des Artois überstürzt nach Belgien fliehen.

Historischer Roman? Aragon verwahrt sich im Vorwort dagegen. Doch ist es, bei aller dichterischer Gestaltung, ein getreues Bild jener Zeit, einer Zeit, in der das Wort „Verrat“ seinen Sinn verlor, nach der Darstellung Aragons. Diese Frage nach Treue und Verrat ist Aragons eigne, innere Frage über seine letzten 30 Lebensjahre. „Wann hatte Ney? verraten? . . . Gestern, vor einem Jahr . . . solche Konfusion lag überall: wer ein Held am Abend war, den bezeichnete man oft am nächsten Morgen schon als Verräter . . . Waren die, die das Feld wechselten, wirklich Verräter? “ Nun, Aragon ist zu klug, die „Ichform“ zu wählen. Seine Überlegungen kommen aus dem Munde des jungen Malers Gericault, der mit-

ten im Wirbel der Ereignisse meint, „ich glaubte an nichts mehr, an niemanden.“

Vielleicht denkt Aragon auch an Stalin, wenn Gericault von Napoleon erzählt, der von Gros aus allen Bildern die Entfernung ihm unsympathischer Generäle forderte, so daß er allein im Zentrum blieb, so wie eben Stalin Trotzki und andre aus allen Gemälden auslöschte, was schon Gide bei seinem Moskaubesuch arg verwunderte. Sein Schweigen zum Ungarischen Aufstand ist wohl im Bild, das er vom Spanien Ferdinand IV. gibt, angedeutet: „Hat man denn die Revolution gemacht, um dann von allen Völkern verabscheut zu werden?“

Autobiographie, Beichte ist also der Roman, und manchmal fällt der Autor sogar in die „Ichform“, wenn er eigne Erlebnisse vom Rückzug vom Jahre 1940 oder in der Saar nach 1918 einfließt. Seine Stalinverherrlichung zu verteidigen, ist Aragon zu feig. Er läßt lieber Gericault überlegen „Nicht mehr denken an dies vergangne Leben, selbst nicht in stillen Stunden, nun nach dem Zusammenbruch meiner Träume“. Lebendige Komposition einer Zeitepoche, mit Überblendungen zu unsrer Zeit, ist die „Karwoche“, geformt, wie Aragon sagt „im Namen des Rechts der freien Phantasie“, was wohl die kommunistischen Ästheten, die nur von der „Vision der Geschichte“ im sozialistischen Realismus (dessen Verfächter auch Aragon zu Stalins Zeiten war) sprechen, in Bedrängnis bringen wird. Mit aristokratischem Hochmut wird Aragon auf diese Parteikritiker herabsehen. Aus der einstigen surrealistischen Vergangenheit ist ihm noch der Hang zum Skandal geblieben. Schon 1924 sagte er in „Libertinage“: „Ich habe nie etwas andres als den Skandal, und nur ihn, gesucht“. Sollte auch sein Eintritt in die Kommunistische Partei am 6. Januar 1927 nur diesem Zweck gedient haben . . .

Treue und Verrat, es ist die Frage, die sich Aragon heute an der Schwelle des Alters mit 62 Jahren stellt.

Wieder spricht Géricault für ihn: „Für mich gibt es keinen Weg in diesem Jahrhundert, vielleicht später... wenn die Völker ihre Zwiste beendet haben, für die ich kein Interesse aufbringe.“ Vielleicht ist alles aber nur eine neue Metamorphose Aaragons, um sich die Zulassung in den Kreis der „Unsterblichen“ der Akademie zu öffnen. . . . R. Caltofen

Knut Hamsun

Der Paul List Verlag, München erfüllt mit der Herausgabe von *Knut Hamsuns „Sämtliche Romane und Erzählungen“* in 5 Bänden auf bestem Dünndruckpapier und in geschmackvollem Leineneinband eine Ehrenpflicht des deutschen Buchhandels. Sie erscheint rechtzeitig zum 100. Geburtstag Hamsuns am 4. August 1959. Es ist an der Zeit, zu vergessen, wie sehr Hamsun sich geirrt hat, als er dem Nationalsozialismus zustimmte, sogar noch als Hitlers Armeen in sein Vaterland einbrachen. Er hat geirrt, und groß wie er war, hat er in schwerstem Ausmaß geirrt. Die Welt aber hat in ihm den vorläufig letzten wahrhaft großen Romancier verloren, der Schätze von unerschöpflicher Fülle gegeben hat, die aus der Weltliteratur nicht fortzudenken sind. Die Übersetzungen stammen im wesentlichen von den als feinsinnigen Interpreten bekannten und bewährten *J. Sandmeier* und *S. Angermann*. Beide haben ihre früheren Übersetzungen überarbeitet und dadurch das Werk dem naiven Leser nähergebracht, wenn auch manche von uns, die in ihrer Jugend dem Zauber Hamsuns sich gerne unterwarfen, an der ersten Übersetzung festhalten möchten. Hamsun, der vielleicht grade aus einer sehr harten Jugend heraus das Leben inbrünstig liebte, aber das Leben in seiner unverfälschten Form, hat mit besonderer Liebe die Außen-seiter der Gesellschaft dargestellt. Einer Gesellschaft, deren Schwächen, vor allem ihre Verlogenheit, er so klar erkannte, ob es nun „August Weltumsegler“ ist oder „Der Landstreicher“ oder einer der anderen Gestalten Hamsuns. Immer mahnt er,

daß die Bändigung der eigenen Verworfenheit und die Rückkehr zum unverfälschten Leben höchstes Gebot wäre. Seine Werke „Hunger“, „Pan“, „Victoria“, „Mysterien“, „Segen der Erde“, „Unter Herbststernen“, „Das letzte Kapitel“ und „Leutnant Glahn“ sind herrlich wie am ersten Tag. Den Politiker Hamsun werden wir vergessen, dem Dichter zollen wir unauslöschlichen Dank. R. P.

Der vernünftige Prälat

Die verhinderten Großmächtler, die das Kleine nicht auszufüllen verstehen, jammern eben darum ständig über den Provinzialismus der deutschen Literatur, des „Geistes“ oder gar der „Kultur“. Als ob es, wenn schon von Provinzen die Rede sein muß, etwas anderes gäbe als Provinzen der Weltliteratur, -kultur et cetera. Dies nationale Mittelding, das Jacob Burckhardt mit Grausen heraufkommen sah, hat denn ja auch das Kleinlich-Enge bis zur Widerwärtigkeit gesteigert, weil es die natürlichen Ausgänge des Kleinen ins Weltläufige verstopfte und ihm den Atem nahm.

Wie frei und groß es sich im Kleinen denken ließ, hat nicht bloß Kant gezeigt, sondern auch sein vernünftiger Zeitgenosß und Landsmann Burckhardt aus Basel, der Pfarrer und Poet *Johann Peter Hebel*. Man kann die vollendete zweibändige „Werke“ — Ausgabe des Atlantis-Verlages (Zürich/Freiburg/Br. 1100 S. DM 24,—), die Wilhelm Altwegg mit Liebe und Genauigkeit zustande gebracht hat, aufschlagen wo man will, und man wird Belehrung und Trost finden. Beides manchmal in recht hausbackener Form; aber immer gescheit und unverdrossen um die Anfechtungen der Seele und des Geistes. Natürlich enthält die Ausgabe die Geschichten aus dem Rheinländischen Hausfreund und die Alemannischen, genau gesagt Wiesentäler, Gedichte, auf denen Hebels solider Ruhm fußt. Aber das Nebenwerk ist nicht weniger gut zu lesen. Es gibt Einblicke in den pädagogischen, fast möchte man, der Anspielungen

auf Napoleon eingedenk, sagen politischen Untergrund der Hebelschen Schriftstellerei.

Dazwischen blitzen Sätze in dem gebundenen Fluß seiner Gedanken, scharfzupackend wie Forellen im Mühlbach, etwa: „Denn die Kriegsgefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben, wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür.“ Und so geht es fort: Ein Entwurf über die Gewehrfabrik, der in ein paar Zeilen den friedlicher Verwendung entzogenen Stahl weiterverfolgt und das ewige Thema, das zuletzt Bert Brecht so eindrucksvoll ins Gewissen der Leute redete, daß nämlich der Kopf zu klein sei für die Welt: „Schick dich in die Welt hinein! / Denn dein Kopf ist viel zu klein, / Daß die Welt sich schick in ihn hinein.“ — Derlei bekrittele, wer mag, als provinziell. Gar mancher, der sich heute großartig und progressiv vorkommt, ist ein arger Reaktionär gemessen an dem badi-schen Prälaten. *b. p.*

Liebe als Abbild und Zerrbild

Von Erna Donat liegt ihr Erstling „*Babineck*“ bereits in 2. Auflage und „*Das hübsche Fräulein Faber*“ neu vor (Braunschweig 1958, Georg Westermann Verlag. Beide 240 S. DM 11,80). Ohne dadurch die Flut der „Trümmer- und Kriegsromane“ zu vermehren, ist die Stimmung des letzten Kriegssommers im Osten im „*Babineck*“ ebenso aufgefangen, wie die der Kriegsjahre überhaupt in der zweiten Erzählung straff verdichtet, beide getragen von einer kompromißlosen Gesinnung. Erna Donat beherrscht die Kunst des Weglassens und Andeutens und bringt gerade dadurch die ostdeutsche Landschaft und deren Menschen mit ihrer Schwermut und Schwerblütigkeit, aber auch im Gestalten von skurriler Hintergründigkeit plastisch zur Sicht. Die Sprache ist knapp und klar, oft von dichterischer Schönheit, herb in

ihrem verhaltenen Schmerz um das verlorene Land.

Zwei Gestalten stehen sich in beiden Romanen wie zwei Pole einprägsam gegenüber, Vorbild in ihrer Menschlichkeit die eine, wie ein Spiegelbild unserer liebeleeren Zeit die andere: Im „*Babineck*“ der ostdeutsche Gutsverwalter, beseelt vom Humanum in einer Zeit der Vorherrschaft des Bösen, der Mensch, der aus der Liebe lebt, und von dem, körperlich ein Siecher, Ströme der Kraft ausgehen, weil er sein Leben für die Brüder gibt. Und im „*Fräulein Faber*“ dann der ganz andere, der Mensch, der unfähig ist zu lieben und, ein selbst Entwurzelter, die anderen mit ins Verderben reißt. Die Liebe als Abbild ihrer Idee und die Liebe als deren Zerrbild, beides meisterhaft verdeutlicht an diesen Hauptfiguren, das macht die beiden Romane so innerlich verwandt. Beide, Babineck und Irene Faber, verlieren ihr Leben, aber Irenes Tod ist Gericht und Mahnung, während Babinecks Leben und ungewisses Ende Anruf ist und Kraft ausstrahlt. So sind beide Bücher ein mehr als literarischer, sie sind um ihrer Haltung willen ein menschlicher Gewinn.

Josefine Grimme

Vielleicht ein andermal

Mit einem sauberen, abklappernden, registrierenden Stil versucht Klaus Roehler in seinem Erstlingswerk „*Die Würde der Nacht*“ (München 1958, R. Piper & Co. Verlag, Sieben Erzählungen, 182 S. DM 10,80) das Essentielle bedeutungsloser Alltage symbolisch darzustellen. Diese Art Fingerübungen berufen sich zwar auf genau numerierte Beobachtungen, aber die Noten sind falsch gesetzt und ergeben nur eine monotone Symphonie für Trommelsolo. Die Geschichte „Die Würde der Nacht“, die das Negerproblem aufzurollen bemüht ist, mutet wie eine buchstabenreiche Gleichung mit Statisten als Textstafage an. Von den anderen Stücken hat „Meine Taube“ vielleicht Ansätze zu Möglichkeiten.

Es ist derzeit literarische Mode,

die Seichte des deutschen Durchschnittsmenschen, dem das Wohlbefinden wieder erblich ist, von oben herab zu attackieren. Geschieht das aus einer magnifizierenden Froschperspektive, so ist ein solches Unternehmen einigermaßen schwierig und eigentlich nur durch einen gewissen Snobismus zu bewerkstelligen. Die geometrische Bestimmung des Blickwinkels gelingt dem Verfasser mit Sicherheit. Eine überlegene Vermessung ist die Folge. Mehr nicht.

Zuweilen denkt man bei diesen Gebilden an Übersetzungen aus dem Amerikanischen, denen im Verlaufe der Mittlertransaktion der Lebensatem abhanden gekommen ist. „Bubul“, die letzte, vierzigseitige Geschichte aber ist nichts als eine erstaunlich degoutierende Obszönität, die mit einer geradezu schnoddrigen Unbeteiligttheit (in Ich-Form) aus der ungelüfteten Schule plaudert. Man ist frappiert. Alfred Polgar hat einmal über die französische Komödie bemerkt: „Nichts — aber in Seidenpapier“. Hier könnte man variieren: „Nichts.“ Müßte man das noch näher erklären, so wäre hinzuzufügen: „In steifem, knitterfestem Packpapier.“

In ansprechender Buchausstattung, wie sie der Sorgfalt des S. Fischer Verlags entspricht, erscheint „Das Portrait“, Erzählungen (Frankfurt 1958, 120 S. DM 9,80). Ihr Verfasser ist *Herbert Heckmann*, der, 1930 geboren, sich im Leben schon wacker umgesehen hat. Wir vernehmen, daß er Dolmetscher, Holzmacher, Landarbeiter, Abiturient, Philosophiestudent, Musikamateur und Germanist gewesen und nun als wissenschaftlicher Assistent in Münster tätig sei. Zu dieser reichhaltigen Laufbahn in so wenigen Jahren kann man Heckmann, der ihr mit einem Stipendium der Villa Massimo in Rom voriges Jahr eine weitere Station hinzugefügt hat (behufs der Niederschrift seines ersten Romans) nur beglückwünschen.

Dieser Glückwunsch kann sich auf seine vorgelegten Skizzen nicht erstrecken. Bedauerlicherweise verraten sie nicht im geringsten den Niederschlag seiner diversen Erlebnisse. Sie

beginnen irgendwo und hören irgendwann auf. „Und er wurde gedruckt mit den (sic!) Hinweis auf seine Sonderbarkeit, die seit jeher einen garantierten finanziellen Wert besitzt: Zinnsoldatenstreng stand es. Beim Blättern huschte es vorüber. Was zwischen den Zeilen steht, das Weiße sei die Hauptsache, wie er einigen versicherte.“ Das liest man in der Betrachtung „Stationen eines Zwerges“ (S. 108), die durchaus als Portrait des Autors aufzufassen sind.

Über die zwanzig Ausschnitte läßt sich absolut nichts aussagen, weder inhaltlich noch gehaltlich noch stilistisch noch grammatikalisch, sie sind halt, wie es am Schutzumschlag heißt, eine „Spiegelung überwirklicher Bezüge“. Dem Autor und dem Kritiker fällt dabei einfach nichts ein. Na, vielleicht ein andermal.

Thomas O. Brandt

Labyrinth und Flügel

Es ist reizvoll zu sehen, mit welcher Intelligenz, welchem Spürsinn, welcher Beweglichkeit *Ernst Schnabel* die Figur des homo faber aus dem Gewebe von Mythos und Sage herauslöst, wie er aus Dädalus einen „Ingenieur“ werden läßt, der seinem Sohn Ikarus seine Lebensgeschichte erzählt, wie er aus dem „kunstreichen“ mythischen Erfinder des zweiten Jahrtausends vor Christus, der, aus Athen stammend, wegen eines Mordes fliehen mußte, nach Kreta ging, dort dem König Minos das Labyrinth erbaute, aber gefangen gesetzt wurde, weil er die Unsittlichkeit der Gattin des Königs begünstigt hatte, im Gefängnis sich und seinem Sohne Flügel baute und durch die Luft entflohen — wie er aus dieser in der Tiefe der Zeit lebenden fiktiven Gestalt einen hochbewußten, skeptisch-klugen Menschen mit Einsichten macht, die nicht möglich wären ohne die geistigen Expeditionen der seither verflossenen Jahrtausende. Der weitverbreiteten, schon fast modisch gewordenen Neigung, mythische Gestalten „psychologisch“ zu durchdringen, dem „modernen“ Menschen einen Zugang zu ihnen zu verschaffen, folgt

auch Ernst Schnabel mit bemerkenswertem Takt und großer Sensibilität. Sein Dädalus besitzt ein starkes „Selbstbewußtsein“. In dem Wissen um seine Möglichkeiten, um das, was sein Tun den Königen bedeutet, kann er „Ich“ sagen. Von daher ist der Titel des Buches zu verstehen: „*Ich und die Könige*“ (Frankfurt am Main 1958, S. Fischer Verlag. 300 S. DM 14,80).

In dem Kapitel, in dem Dädalus von der Planung, vom Entstehen des Labyrinths bei Knossos spricht, finden sich diese Sätze: „Daß die gerade Linie die kürzeste Verbindung zwischen Ausgangspunkt und Ziel sei, ist ein alter Irrtum. Ich halte die Gerade für einen Trick der Simplifikateure und Weg des Bösen, denn ich kenne keinen Punkt, in aller Welt nicht, der zu dem Zweck erschaffen wäre, daß man ihn erreicht, infolgedessen ist die Gangart der Heiligen und Helden auch der Umweg, der erpichte Schlendrian. Also teilte ich das Ganze schon im Grundriß in viele einzelne Komplexe ein und sorgte auch dafür, daß jeder anders wurde.“

Man sieht, wie brillant das geschrieben ist, wie bewußt die Lichter aufgesetzt werden, wie ein solcher Abschnitt flimmert. Aber man wird, wenn man genauer in den Text hinein hört, auch die Gefahren nicht überhören können, die dieser „Methode“ der Darstellung von ferne drohen. Sie werden deutlicher etwa an der Stelle, wo Dädalus von den Menschen spricht, die seinen Bau bewundern: „Sie standen an der nackten Wand am Schluß des Korridors und hatten Mut, und da erging es ihnen schaurig. Der Blick schlug ihnen in die Brust zurück. Sie sahen sich. Da gab es Überraschungen, denn die eigenen Augen sehen schärfer als die Augen der Beobachter. Und welche, die nicht aufzuhalten waren und in der Sache weitergingen, fanden sich am Ende Aug' in Aug' mit Gott. Sie fanden sich in Gott, nimmt man's genau; sie waren eingetroffen. Da gab es keinen Ausweg mehr, denn drehten sie sich um, gewahrten sie, daß sich die Götter auch im Gange



Romane

1,90

Pierre Boulle

Die Kehrseite der Medaille
Colette

Claudine in Paris

Evelyn Waugh

Aber das Fleisch ist schwach

Aldous Huxley

• Geblendet in Gaza

Klassiker

1,90

Edgar Allan Poe

Der Mord in der Rue Morgue
Geschichten

zwischen Tag, Traum und Tod

Monographien 2,20

GERHART HAUPTMANN

Wissenschaft

1,90

Gustav René Hocke

• Manierismus in der Literatur
Sprach-Alchimie und Esoterische
Kombinationskunst

• Doppelbände 3,30

Bitte fordern Sie Prospekte vom
RowohlTaschenbuchVlg. Hamburg an.

In jeder Buchhandlung

Neu im Mai

drängten, auf Zehenspitzen. Sie hatten ihnen hinterrücks den Weg verstellt.“

In seinem „Sechsten Gesang“ hatte Ernst Schnabel Odysseus als einen Menschen verstanden, „der die ganze Welt erleidet, ohne sie zu begreifen“. Dädalus hingegen ist für ihn derjenige, „der die ganze Welt begreift, ohne sie zu erleiden“, ein „Barbar mit Rechenkünsten“, der nur beim Verlust Ariadnes erfährt, was etwa Schmerz ist. Labyrinth und Flügel — äußerste Gegensätze — sind seine Erfindungen. In ihnen erfüllt sich seine Existenz. „Projekte, Zwischenfälle und Resümees aus dem Leben des Ingenieurs D.“ heißt der Untertitel des Buches — er schon umreißt im Grunde dieses Leben „aus dem Stegreif“, dieses Leben „aus Anspielungen und Improvisationen“.

Walter Helmut Fritz

Tschechische Erzähler

Endlich wird uns ein tieferer Einblick in die Literatur der Tschechen gegönnt: in der Sammlung Dieterich erschienen, von *Rolf Ulbrich* meisterhaft übersetzt und ausgewählt, Erzählungen von 13 tschechischen Schriftstellern, von Anfang des 19. Jahrhunderts bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, unter dem Titel „*Tschechische Erzähler*“ (Bremen 1958, Carl Schünemann. 250 S. DM 14,80).

Die Reihe der hier vorgestellten Erzähler läßt sich in zwei Gruppen aufteilen: die erste will thematisch und stilistisch die Identität von Dichter und Volk zeigen, hier macht sich der Dichter unscheinbar, und sein Name ist bedeutungslos; die andere Gruppe gestaltet ihre Beziehung anhand verfremdender Themen, psychologischer, philosophischer, burlesker Art.

Die bedeutendste Dichterin der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts, Božena Němcová, ist es, die den ersten Schritt tut, das eben der Leibeigenschaft entronnene Volk in das literarische Blickfeld zu rücken. Ihre Darstellung will nichts anderes sein, als das, was sie ist: Spiegelbild eines Dorfes und seiner Menschen.

Das ihre Erzählung abschließende Hochzeitsidyll wirkt auf den Leser ebenso selbstverständlich wie der hierzulande beliebte „offene“ oder tragische Ausgang der als modern bezeichneten Erzählung. In der Darstellung des kleinstädtischen Lebens sehen wir die grenzenlose soziale Not der Namenlosen, aber hier begnügen sich die Dichter nicht mit der bloßen Wiedergabe: ihr dringender Wunsch, mehr zu sein als Chronist, verhilft ihnen zu einem sozialen Optimismus, zum Bekenntnis, daß der Mensch gut sei und nur materielles Streben ihn schlecht mache. In gleicher Weise mitfühlend wird auch der tragische Konflikt zwischen der „herrschenden“ Bauerngeneration und den auf dem Altenteil Zurückgezogenen gestaltet. Die nun Altgewordenen überlassen den Söhnen die Macht und erwarten in traurigster Unterdrückung das Ende ihrer Tage. Die Dichter sind meisterhafte Kenner ihres Landes, es gibt für sie keine „elfenbeinernen Türme.“ Alois Jirásek, der historische Romancier, trägt das kämpferisch-nationale Moment in seine Romane und Erzählungen und bemüht sich auf diese Weise, sein Volk im Kampf um die Unabhängigkeit zu unterstützen und sein Nationalbewußtsein zu stärken.

Bei den Vertretern der 2. Gruppe, die sich verfremdender Thematik bedienen, treffen wir den tschechischen Jugendroman an: Auflehnung junger Menschen gegen die Gebote einer verständnislosen Umwelt, die Auswirkungen Freud's werden spürbar. Jaroslav Hasek, der auch bei uns durch seinen braven Soldaten Schwejk unvergeßlich wurde, führt Schwänke und Groteske gegen die überlebte Herrschicht der österreichisch-ungarischen Monarchie. Als letzten Erzähler finden wir Karel Capek, dessen Prosa philosophische Hintergründigkeit verrät. Die Gestalt seiner Erzählung, an der er die menschliche Unzulänglichkeit demonstriert, führt der Dichter zur Erkenntnis dieser Unzulänglichkeit: ein Lehrstück par excellence.

Sprachlich unberührt von westli-

chen Modernismen ist jeder der 13 Dichter ein Meister seiner Art. Es ist an der Zeit, nicht nur die deutschsprachigen Schriftsteller des tschechischen Raumes, wie Stifter, Rilke, Kafka, Werfel, Meyrink, zu kennen, sondern auch die tschechisch schreibenden, denen es gebührt, zur Weltliteratur gezählt zu werden.

Elisabeth Borchers

Herzfelde Immergrün

Wieland Herzfeldes neues Buch „Immergrün“ (Berlin 1958, Aufbau-Verlag, 294 S. DM 2,85) ist, wie er selbst sagt, die Geschichte eines fröhlichen Waisenknaben. Dadurch, daß er früh seine Eltern verlor, kannte er nicht die gefühlsmäßige Gebundenheit an das Elternhaus, so daß seine Liebe die Menschenfamilie umfassen konnte. Er ist aber kein fantastischer Träumer, sondern er steht auf dem Boden der Wirklichkeit und sucht sich mit der Gesellschaft auseinanderzusetzen.

Das Buch ist keine pedantische Autobiographie, sondern im improvisierten, frischen Plauderton gehalten. Herzfelde besitzt einen ausgesprochenen Natursinn und versteht es, tragische und komische Charaktere und Situationen überzeugend zu schildern.

Mit den Ereignissen der ersten Jahrhunderthälfte hat sich der Autor ehrlich auseinanderzusetzen versucht. Die Katastrophen der Zeit haben auf den empfänglichen, stets optimistischen Menschen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Da er die Lüge vom Verteidigungskrieg 1914-18 nicht glaubte, meldete er sich nicht zum aktiven Dienst, sondern freiwillig als Sanitäter. Dadurch kam er mit den Leiden der Soldaten in unmittelbaren Kontakt. Die Friedensidee zieht sich von dieser Zeit an wie ein roter Faden durch sein Leben. Die Kriegsszenen zählen zu den stärksten Eindrücken, die wir von dem Buch empfangen. In Berlin findet er 1915 unter gleichgesinnten Künstlern und Schriftstellern geistige Resonanz. In diesem Kreis lernte er den Maler Georg Grosz kennen und hat ihm in seiner

selbstgegründeten Zeitschrift zur Berühmtheit verholfen. Die neue Republik, nach der deutschen Niederlage, hieß Herzfelde willkommen. Er sah jedoch bald, wie reaktionäre Strömungen die Oberhand gewannen.

Als der Nationalsozialismus Realität wurde, sehen wir den „ewigen Wanderer“ auf der Suche nach Freiheit in der neuen Welt. Aber weder dort, noch in Europa, fühlte er sich heimisch. Trotzdem ihn, der nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges nach Deutschland zurückkehrte, die früheren Freunde warm empfingen, fühlt man doch durch die Zeilen ein Unbehagen. Herzfelde meint, in der Arbeiterbewegung eine soziale und geistige Renaissance zu entdecken. Es bleibt jedoch dahingestellt, ob ihn, den schöpferischen Menschen, auf die Dauer der Konformismus des proletarischen Systems befriedigen wird.

Rudolf H. Ganz

Schmunzeln

Wird im Lachen ein Schock abgewehrt, so ergreift Schmunzeln allzuleicht seine Partei als die der unmenschlichen, wie immer verkappten Natur. Der Zusammenhang von Brutalität und Humor, seitdem er nicht mehr Jean Paulisch mit dem Unendlichen zu tun hat, belästigt diesen zumindest als eine Sehweise idyllischen oder ressentimentgeladenen Blickes auf ein Stück Wirklichkeit bestehen; seine Themen sind oft „wahre“ Geschichten, anekdotisch bezogen auf Jugend-, Schul-, Liebeserlebnisse, in denen der Kontrast Natur und Norm oder Form deutlich werden kann. Die Beiträge von Paul Keller, Jochen Klepper, Scholtis, Ullitz, Niekrawitz u. a. in E. G. Bleisch's Sammlung („Heitere Leute von Oder und Neiße“, München 1958, Aufstiegverlag, 128 S. DM 4,80) sind gleichsam mündlich nacherzählt ohne in Sprache aufzugehen, Anlässe mehr als fertige Bilder, die auf alles Derbe, Spintisierende, eigentümlich Kreatürliche des schlesischen Charakters zurückweisen. Tragen sie auch ihre Komik eher vor als aus, so werden sie doch den Schlesiern dankbar empfangene Erinnerung an die Heimat sein. — Situationsko-

mik bringt auch **Werner Ackermann** in den Südafrikanischen Geschichten („Schwarz-weiß gestreift“, Eßlingen 1958. Bechtle. 76 S. DM 4,20). Schwarze und weiße Denkart verheddern sich; wird ihr Gegensatz sichtbar, so doch nicht immer lebendig bei einer ihrer humoristischen Absicht allzubewußten Erzählweise von gelegentlich unausgefüllter Breite. Eine Geschichte wie die von dem im Englischen unaussprechbaren Abel sollte als allzu alt fehlen. — „Die Kummervollen“ dagegen (ausgewählt von **G. Wolter**, Hamburg 1958. Agentur des Rauhen Hauses. 134 S. DM 8,60) bringen es gelegentlich zu scharfen kleinen Porträts wie Landgrebes „Onkel Przemysl“, Capeks „Lyrischer Dieb“, Awertschenkos „Heilmittel“ u. a.; fast immer schlagend erzählt finden sie in der menschlichen Eigentümlichkeit einen aus tieferem Grunde kommenden Humor, ob in der Momentaufnahme eines einzelnen sprechenden Zuges oder in der Ausbreitung mehrerer. Daß der Mensch hier als ein von sich selbst determiniertes Wesen erscheint, gibt ihm seine Freiheit — im Gegensatz zu einer etwa ideologischen Stellung außerhalb seiner selbst. — Scharf wird endlich nicht das Wort, aber die Zeichnung in „Spain in three days. Die Entdeckung Spaniens durch Amerika“ (Mühlacker 1958, Stieglitz-Verlag. 72 S. DM 9,80). Die ausgezeichneten, bissigen Karikaturen des Simplizissimuszeichners Manfred Osterle finden in dem mehr erklärenden und bereichernden Text Hofners kein Gegengewicht. Hier wird feuilletonistisch über die Sache gesprochen statt die Sache sprechen zu lassen, in einem zerfransten und zerstrichelten Ausgreifen nach Stoff, während es doch schlagende stories genug gibt, in denen das Wesen zweier entgegengesetzter Nationen sich erfassen ließe.

Heinrich Ringleb

Meisterliche Kritik

Seitdem ich Goethes Briefwechsel mit Reinhard gelesen habe, stelle ich mir das Verhältnis des Kritikers zur Literatur so vor, wie dasjenige des schwäbisch-napoleonischen Diplomaten

zu dem „hochverehrten Freunde“ in Weimar. Das Wissen um die Distanz zwischen den literarischen Gattungen müßte da sein. Der Kritiker sollte als Essayist den Unbedingtheitsanspruch der Dichter und Novellisten gelten lassen, auch wo er ihn durchschaut. Selbst dort, wo er es besser weiß, dürfte er sich nur höflich nähern und mit dem gebotenen Anstand, den die meisten fahren lassen, wenn sie glauben, den anderen zu kennen. Leider, leider sind das alles Konjunktivsätze. In den Zeitungen und Zeitschriften liest man anderes. Arge Schulmeister sieht man am Werk, die ruppig sind, als kämen sie aus dem Stall. Andere können nichts. Wieder andere wissen so viel, daß sie nichts mehr erkennen als sich selber. Wie die Ladenschwengel angestarrt, paradien sie die Spalten der Sonntagsblätter auf und ab. Ein unschönes Bild.

Wie anders empfängt **Hans Hennecke** seine Leser! Da waltet ein Gleichklang von Kenntnis, Form und Verbindlichkeit, der sofort für sich einnimmt. Die Gesammelten Essays zur modernen Literatur („Kritik“, Gütersloh 1958, Bertelsmann. 295 S. DM 12,40) beginnen mit einem Versuch über den Essay gescheit, nachdenklich, einführend. Dem folgt einiges Prinzipielle über Dichtung und den „schöpferischen Verrat“ des Übersetzers. Dem modernen Gedicht sind neun, dem „Kosmopoliten unter den Gattungen“, dem Roman, elf Essays gewidmet. Sieben Versuche gelten Tagebüchern, Briefausgaben und ähnlichem, ein halbes Dutzend der Verbindung von Philosophie und Poesie bei Shaw, Konrad Weiss, Hofmannsthal und anderen. Charles du Bos, die Kritik der Mallarmé-Monographie von Wais und E. R. Curtius stehen unter dem Titel gelehrter Liebeserklärungen zusammen. Das Buch mündet in einen Ausblick über die Chancen der Literatur heute, der wohl ursprünglich zu dem einleitenden Essay über Probleme und Grenzen der Dichtung gehört haben mag.

An diesen Arbeiten aus einem Jahrzehnt (1949/1958) besticht vor allem

Nach ihm, wie viele andere ältere Kinder, die ihnen ihre Stafette
 schreiben, habe Freude an ihm.

Stafette

Wer es mit seinen Kindern gut meint, sollte Ihnen diese Zeitschrift zugänglich machen.

Dr. Rudolf Pechel in Deutsche Rundschau Nr. 1/59

STAFETTE ist als Bildungszeitschrift für die Jugend von allen Kultusministerien und von den Schulbehörden nachdrücklich empfohlen.

Sie machen Ihrem Kind mit STAFETTE nicht nur eine große Freude, sondern Sie vermitteln ihm durch beste Unterhaltung - wie beim Schulfunk - handfestes Wissen, allgemeine Kenntnisse und echte Bildungswerte.

Gern stellen wir Ihnen ein Achtel-Abonnement kostenlos zur Verfügung.

3 N U M M E R N	3 N U M M E R N ,
mit je 100 teils mehrfar-	von denen jede ein
bigen Seiten im Kunst-	Quell der Freude für
druck-Karton-Einband	Kinder und Eltern ist.

Schicken Sie deshalb noch heute den Gutschein an den
Witte Verlag Freiburg/Br. Turnseestraße 24-26

Gutschein

1/8 Abonnement kostenlos

Um mir ein eigenes Urteil über Stafette bilden zu können, bitte ich um Lieferung eines Achtel-Jahresabonnements ohne jede Kosten für mich. Schicke ich die erhaltenen Hefte innerhalb 10 Tagen nach Eingang der letzten Nummer geschlossen an den Verlag zurück, dann bin ich allen weiteren Verpflichtungen enthoben. Lasse ich nach Ablauf dieser 10-Tage-Frist nichts von mir hören, dann wünsche ich die Fortsetzung des Abonnements — monatlich zwei Hefte zum Gesamtpreis von DM 2,70, Zustellgebühr eingeschlossen, für zunächst ein Jahr. Gutschein einschicken oder Postkarte mit Bezug auf Gutschein Nr. R 4

die gleichmäßige Ruhe der Betrachtung, die auf einen großen Fundus verweist. Nicht die leiseste Nervosität wird spürbar. Kein unkontrolliertes Satzzeichen entwischt diesem Kritiker, geschweige denn ein unbedachtes Wort. Niemals vergreift er sich in der Tonlage, was umso mehr erstaunt, als der Bereich, den Hennecke umfaßt, beängstigend groß ist. Was er uns über die angelsächsischen Literaturen beibringt, ersetzt ein Seminar, und nicht viel anders steht es mit seiner Belesenheit in den deutschen und französischen Dichtern. Freilich hat eine solche Potenz auch ihre Gefahren. Gar zu eng folgen mitunter Namen recht unterschiedlichen Ranges aufeinander, um einer Nebenlinie willen, die sie beide tangiert. Inhaltsreiches erfahren wir auch in solchen Fällen. Inhalt, wenn er sich entwickeln soll, schrieb schon Rozanov an Solovjov, braucht Freiheit; Inhaltslosigkeit braucht keine. *b. p.*

Horoskop des Nachchristen

Der volltönende Titel „Die Zukunft des Unglaubens“, unter der Gerhard Szczesny, Programm-Abteilungsleiter einer westdeutschen Rundfunkstation, „Zeitgemäße Betrachtungen eines Nichtchristen“ (München 1958, Paul List. 220 S. DM 12,80) vorlegt, verspricht prophetische Enthüllungen. Der Inhalt dieser weitausgreifenden Botschaft ist dann von

jener orakelnden Astrologen-Vieldeutigkeit, mit der seit altersher Horoskope redigiert werden. Szczesny bestimmt zunächst die Chancen der negativen Größe „Unglauben“, indem er ein möglichst düsteres Bild der Gegenposition „Glaube“ entwirft: Trotz der restaurativen Tendenzen, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens triumphieren, ist das Christentum nur noch eine brüchige Kulturfassade, die auf die Dauer nichts vor dem endgültigen Zusammensturz bewahren wird. Auf der anderen Seite aber hören wir von dem „verhängnisvollen Absturz eines Jahrhunderts vermessener Vernunftgläubigkeit, das sich mit selbstbewußtem, herausfordernden Stolz als ganz besonders unabhängig und fortgeschritten fühlte.“ In dieser Zwangslage macht Szczesny auch für den Bankrott des Fortschrittsglaubens das Christentum verantwortlich. Die „Überlagerung der weltzugewandten Naturanlage des kontinentalen Menschen durch eine wertblinde und weltfeindliche Metaphysik“ habe eben zu schweren Fehlentwicklungen geführt. „Die mißachteten und Jahrhunderte hindurch vergewaltigten Verstandeskräfte haben sich durch Übersteigerung ihres Gültigkeitsanspruches gerächt.“

Dies geschah vor allem im vorigen Jahrhundert, aber die Sache will auch heute noch nicht so recht von der

Gutschein

1/8 Abonnement

Haben Sie gesehen . . .

daß umseitig eine Anzeige über „Stafette“ mit Gutschein zum Ausschneiden steht? Wenn Sie jedoch Ihre Deutsche Rundschau nicht zerschneiden möchten, genügt eine Postkarte mit Angabe der Nr. R 4 an den

Verlag Hans Witte GmbH Freiburg/Breisgau
Turnseestraße 24-26

Stelle kommen, und man ist geneigt, den Pessimismus des Autors zu teilen, hat man nur erst seine weiteren Gründe gehört: Jener unbefangene Aus- und Überblick, der nötig wäre, eine neue Antwort auf die letzten Fragen zu finden, ist verstellt, solange in böswilliger Absicht der nichtchristliche, oder wie Szczesny gerne sagt, der nachchristliche Standpunkt verunglimpft wird und diejenigen, die ihn einnehmen, in sogenannten christlichen Kultur-Staaten gesellschaftlich, moralisch und geistig unter Druck gesetzt werden. Der Mythos vom vorhandenen oder zu bewahrenden christlichen Charakter der westlichen Welt zeitige „massiven Gewissenszwang“ und eine weltanschauliche Sprachregelung“, wie sie uniform und wirksamer kein totalitäres Propagandaministerium durchsetzen könnte.“ Und schließlich beklagt er sich: „Die Schriften etwa von David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach oder Nietzsche — heute geschrieben — würden wahrscheinlich zu einem öffentlichen Skandal führen und Interpellationen der ‚christlichen‘ Parteien in den Parlamenten zur Folge haben.“

Ob das wohl die von dem mutigen Rundfunkmann aufgerufenen Kronzeugen davon abgehalten hätte, zu bekennen, was sie für die Wahrheit hielten? Hier kann man doch wohl eines mit Sicherheit sagen: Solange der Unglaube von Szczesny auf eine utopische Demokratie wartet, in der man für seine Überzeugungen rein gar nichts mehr zu riskieren braucht, und solange er nichts anderes zu bieten hat als die quängelige Beschwerde, von der „öffentlichen Meinung“ nicht ernst genommen zu werden, solange wird er den Kirchenschlaf der Konventions-Christen schwerlich zu stören vermögen.

Aber der Pamphletist weiß auch freudenvollere Töne anzustimmen. Im optimistischen Teil seines Programms glaubt er zu erkennen, daß trotz allem das verdrängte „Europäische“ als der „Inbegriff aller genuin kontinentalen Tendenzen“ in unseren Tagen das spezifisch christliche Weltgefühl

und Weltbild auszuschneiden im Begriffe sei. Danach stehen wir am zaghaften Beginn einer Entwicklung, die in ihrem Verlauf den Typus der Hochreligionen überhaupt zum Erlöschen bringen wird. Heraufdämmern sieht Szczesny das Zeitalter der „einen Welt-Weltanschauung“, der die „eine Welt-Zivilisation“ entspricht. Konkreter gefaßt, sieht das dann ungefähr so aus: Eine sozial befriedigte Gesellschaft jenseits der Klassenkämpfe und frei von allen kulturspezifischen oder nationalen Bestimmtheiten, eine Gesellschaft, in der sich jeder Einzelne, durch Psychoanalyse von seinen Komplexen erlöst, fernstöstlicher Meditation und Seelenkosmetik hingeben kann.

Und hier liefert er zuguterletzt dann noch eine interessante Bestätigung der These des Heidelberger Philosophen Karl Löwith, wonach noch der säkularste Fortschritts- und Entwicklungsglaube, der Richtung und Ziel der Geschichte erkannt zu haben behauptet, in untergründiger Weise mit dem jüdisch-christlichen Weltbild und seiner Endzeiterwartung zusammenhängt.

W. Quenzer

Heussiana

Zum 75. Geburtstag und jetzt als eine Art Abschiedsgeschenk unseres Bundespräsidenten *Theodor Heuss* haben Friedrich Kaufmann und Hermann Leins ein Buch „*Von Ort zu Ort. Wanderungen mit Stift und Feder*“ (Tübingen, Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins. 24 Zeichnungen von Theodor Heuss. 309 S. DM 14,80) herausgegeben. Es handelt sich bei diesen 39 Aufsätzen aus den Jahren 1906-1957 meist um Beiträge aus früheren Jahren, nur drei Aufsätze stammen aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese Feststellung ist kein Einwand, denn über Heuss' politische Bedeutung als Bundespräsident ist an anderer Stelle gehandelt. So freut man sich der Unterhaltung mit Theodor Heuss und der immer wiederholten Feststellung, wie fundiert seine Kenntnisse, wie beherrschend und unverwechselbar seine persönliche Eigenart und sein Stil

sind. Ohne Anspruch wirkt Heuss allein durch seine Substanz. Das Bedauern bleibt, so sehr man ihm auch Muße gönnen möchte, daß er aus seinem verantwortungsvollen Amte ausscheidet, wie das Gesetz es befahl.

Die Biographie „*Theodor Heuss. Ein Lebensbild*“ von *Hans-Heinrich Welchert* liegt in zweiter Auflage vor, neu bearbeitet und erweitert zum 75. Geburtstag des Bundespräsidenten (Bad Godesberg, Athenäum Verlag, 360 S. DM 12,80). Sie ist reich illustriert und mit Akkuratess und echter Sympathie für den Jubilar abgefaßt. Welchert konnte ein getreues Bild zeichnen, weil er Heuss seit langen Jahren nahesteht.

Endlich ist zu begrüßen, daß eine Dokumentarveröffentlichung erschienen ist: „*Deutschland und England. Dokumente zu einem Staatsbesuch im Oktober 1958*“ (Tübingen, Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, 42 S.) Hier sind auf ausgezeichnetem Papier und in gutem Druck (Offizin Chr. Scheufele) die Rede der Königin Elisabeth, die offiziellen und improvisierten Ansprachen, die Heuss in England hielt, und die Willkommensadresse und Tischrede des Lord Mayor von London vereinigt. Diese Veröffentlichung begrüßen wir besonders deshalb, weil sie ermöglicht, ein klares Bild von dem zu gewinnen, was der Besuch des Bundespräsidenten in England wirklich bedeutet und bewirkt hat. Denn auch ihm blieb eine Erfahrung nicht erspart, wie sie gegenwärtig Willy Brandt macht, daß es bestimmte Kreise in der Bundesrepublik gibt, die nur sich selber, aber keinem anderen einen Erfolg auf außenpolitischem Gebiete zuerkennen wollen.

R. P.

Württembergisches Barock

Der Direktor des Württembergischen Landesmuseums, *Werner Fleischhauer*, legt ein grundgelehrtes, repräsentatives Spezialwerk vor, das mit bewundernswertem Fleiß gearbeitet ist und sich mit unzähligen Details beschäftigt: „*Barock im Herzogtum Württemberg*“ (Stuttgart 1958, W.

Kohlhammer mit Unterstützung der Kommission für geschichtliche Landeskunde, 330 S. Text, 120 Kunstdrucktafeln DM 48,—). Fleischhauer ist sich bewußt, daß der große Zug der Darstellung durch ein solches Detaillieren leiden mußte, doch hielt er sein programmatisches Vorgehen für notwendig, weil eine Fülle von Forschungsergebnissen zum ersten Male zur Verarbeitung gelangen konnte. Die Grundfrage war, wie überhaupt aus einem pietistischen Lande das barocke Gepränge entstehen konnte. Fleischhauer geht diesen soziologischen und geistesgeschichtlichen Fragen nach. Er vernachlässigt weder die Geschichte der Handwerker, noch die der Dynasten. Und so sehen wir wie gegen das Volk die hinreißenden Bauwerke emporschießen, die wir noch heute bewundern.

Einem Text von 316 Seiten und ausführlichen Indices steht ein Bildteil von 204 größeren und kleineren Abbildungen gegenüber; hiervon bildet fast die Hälfte einen Überblick über Schloß Ludwigsburg, den Mittelpunkt aller Barockkunst Württembergs; hier in Ludwigsburg ist der Anschluß des Landes an die große europäische Kunst der Zeit vollzogen. Eine eindrucksvolle Anzahl von Plänen, Aufrissen und Grundrissen zeigt den Gang der Entwicklung in allen Phasen. Auf Schloß Ludwigsburg konzentriert sich letztlich auch die handwerkliche Kunst des Landes. Diesem Abschnitt schickt der Verfasser ein bis ins Kleinste gehendes, fast 130 S. umfassendes Kapitel über die Künste in Württemberg von 1638-1693 voraus. Viele Einzeluntersuchungen gelten der Hof- und Lebenskultur des Landes. Freilich ist es eine, vom Verfasser auch durchaus zugegebene Tatsache, daß Herzog Eberhard Ludwig, der hochbarocke Bauherr von Ludwigsburg, nicht die gewaltigen Konzeptionen seiner fürstlichen Zeitgenossen besaß und ungeheure Summen planlos vertat, weil es ihm an einer großen Zielsetzung fehlte und er seine Absichten zu oft änderte. — Ein Band wie er nicht vollkommener sein könnte. K-W

Hinweise

Baack, Leo: Von Moses Mendelssohn zu Franz Rosenzweig (Stuttgart 1958, W. Kohlhammer. 64 S. DM 7,40) Die Niederschrift der Franz Delitzsch-Vorlesungen 1955, die Baack kurz vor seinem Ableben 1956 in Münster hielt, ist ein Dokument der Güte und Weisheit.

Baack, Leo: Aus drei Jahrtausenden. Wissenschaftliche Untersuchungen und Abhandlungen zur Geschichte des jüdischen Glaubens. Mit einer Einführung von Hans Liebeschütz. (Tübingen 1958, J. C. B. Mohr. 402 S. DM 21,—) Im Novemberheft 1958 hat U. K. Mayer in einem Aufsatz das Leo Baack Institut und seine Veröffentlichungen gewürdigt. Das vorliegende Buch ist eine davon. Es wurde bei seinem ersten Erscheinen 1938 von der Gestapo vernichtet, weil die Verbindung, die Wissenschaft und Lebenspraxis in der Person und im Werk Baacks eingegangen sind, als politisch gefährlich betrachtet wurden. In der Tat liegen hier nicht bloß religionsgeschichtliche Aufsätze vor, sondern Werke des Menschengesistes, die über alle Rohheit und Greuel triumphieren, durchdrungen von Religion.

Hughes, Langston: Lachen um nicht zu weinen (Wiesbaden 1958, Insel. 77 S. DM 2,50). Viel ist hierzulande geschrieben worden über den amerikanischen Negerdichter, der im Gegensatz zu seinem Gegenspieler Richard Wright Amerika nie verlassen hat. Leider aber können wir nur wenig aus seinem reichen Schatz von Lyrik und Prosa im Deutschen lesen. So unbegreiflich dies im Fall seiner Gedichte sein mag, so gut ist es freilich bei seinen Romanen und Kurzgeschichten zu verstehen. „I sing the Blues“, sagt Hughes, und das tut er nicht nur im Lied. Was er schreibt, ist stets untrennbar mit dem Neger verbunden, mit der Lennox Avenue, der 125. Straße in New York, und er sieht das Leben mit den Augen der kleinen Leute in Harlem, mit der unbekümmerten Naivität seines in mehreren Bänden verewigten Helden

„Simple“, den zu verstehen man den Neger kennen muß. Desto mehr ist es zu begrüßen, daß in der Insel-Bücherei nun ein Bändchen mit Erzählungen erschienen ist. Die sachkundig ausgewählten und von Paridam von dem Knesebeck übertragenen Geschichten gehören zu den wenigen, die in ihrer schlichten Menschlichkeit, ihrem alles durchdringenden Humor keiner Interpretation bedürfen.

Barlach, Ernst: Prosa I (München, R. Piper & Co. 526 S. DM 28,—). Die Bemühungen des Verlages Piper um das Andenken und das Werk Ernst Barlachs verdienen volle Anerkennung. Das dichterische Werk soll in 3 Bänden erscheinen. Jetzt liegt der 2. Band vor, der den ersten Teil der Prosa bringt. Die große Reihe der Frühen Prosa, Undatierte Fragmente, Die Reise nach Rußland, Die Güstrower Fragmente und endlich der Roman „Seespek“ sind aufgenommen. Ausführliche Anmerkungen des Herausgebers Friedrich Dross, eines gründlichen Kenners von Barlachs Werk, und eine Standtafel der Familie Barlach schließen das Buch ab, an dem der getreueste Barlach-Jünger, Friedrich Schult in Güstrow, mitgearbeitet hat. Der Schweizer Literaturhistoriker Muschg schrieb über diesen Band: „Möge das Gold, das auf diese Weise zutage gefördert wurde, nun von vielen in seinem Wert erkannt werden. Barlachs Prosa ist moderner und erregender als das meiste, was heute als literarisches Neuland angepriesen wird. Ein großer Autor tritt zwanzig Jahre nach seinem Tod mit einem Schlag hervor. Das ist beim heutigen Zustand der deutschen Literatur wahrlich ein Ereignis.“ — Er hat Recht.

Waggerl, Karl Heinrich: Wanderrung und Heimkehr (Hamburg 1957, Marion von Schröder Verlag. 56 S.) Anlässlich des 60. Geburtstages von K. H. Waggerl erschien diese autobiographische Skizze, in der bestechende Formulierungen über die Kunst besonders lesenswert sind. Als Herausgeber zeichnet Dr. Lutz Besch. Der

Verlag gab das Bändchen gemeinsam mit Radio Bremen als Band 6 der Reihe Rundfunk und Buch heraus (vgl. DR 1958 / S. 405).

Volkmann, Hans: Sullas Marsch auf Rom, Der Verfall der römischen Republik (München 1958, R. Oldenbourg, Janus Bücher. Band 9. 104 S. DM 3,20) Der Verfasser, der an der Universität Köln Alte Geschichte lehrt, zeigt hier die Aktualität seiner Disziplin am Fall Sullas. Es ergeben sich viele Bezüge, die, ohne daß sie hier ausgesprochen werden, Vergleiche auch zur Machtpolitik des Dritten Reiches aufkommen lassen. Das durch Sulla gegebene historische Beispiel kennzeichnete einst schon Sallust: „Weil fremdes Gut verschenken Freigiebigkeit, Frechheit zu schlechten Dingen Tapferkeit genannt wird, deswegen ist der Staat am Ende angelangt.“

Edelbüttel, Herbert: Europa aus der Luft (Berlin 1958, Safari. 280 S. Großformat DM 24,80) Unter den vielen Bilderbüchern nimmt dieses einen besonderen Rang ein. Dem Herausgeber ist sein Vorhaben, Europa über die politischen Grenzen hinaus als landschaftliche Ganzheit zu zeigen, trefflich gelungen. Es ist viel Freiheit in dem so entstandenen Bild des alten Kontinents.

Kranz, Walther: Geschichte der griechischen Literatur (Bremen, Verlag C. Schünemann. Sammlung Dieterich Band 42. 580 S. 9 Abbildungen) Diese nun in der dritten, neu bearbeiteten und erweiterten Auflage vorliegende Geschichte der griechischen Literatur genügt allen, auch hochgespannten Ansprüchen. Der Verfasser, Professor der klassischen Philologie an der Universität Bonn, ist wahrlich berufen, eine solche Geschichte zu schreiben, die ein überwältigendes Bild des griechischen Geistes und seiner Humanitas gibt und seine Aktualität gerade für unsere Zeit, wie ja jüngst erst das Beispiel von Euripides' „Troerinnen“ bewiesen hat, zum Ausdruck bringt. Ein ausführlicher Apparat und ein Register sind beigelegt.

Flora, Paul: Trauerflora (Zürich, Diogenes Verlag. DM 4,80). Friedrich

Dürrenmatt schrieb ein Geleitwort, das dem bewundernswerten Können und dem Ideenreichtum Floras durchaus gerecht wird. Diese Zeugnisse eines makabren Humors sind im tieferen Sinne eine Mahnung an uns alle, uns gegen die geistlose Mechanisierung unseres Lebens zu wenden. Einige davon erschienen zuerst in der DR.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix: Briefe einer Reise (herausgegeben von Peter Sutermeister, Zürich 1958, Niehans-Verlag. 384 S.). Mendelssohns Reisebriefen eignet eine unvergängliche Frische und Unmittelbarkeit, die sich bei jeder Lektüre neu bestätigt. Wir sind jetzt nicht mehr auf die frühe retouchierte Ausgabe des Bruders Paul Mendelssohn angewiesen. Sutermeister hat durch Erben die Erlaubnis zu wortgetreuer Kopie der Originale erhalten und dabei viele bisher unbekannte Einzelheiten entdeckt. Wir haben dabei die überaus sorgfältige Redigierung, und Kommentierung der umfangreichen Auswahl ebenso zu rühmen, wie Sutermeisters prägnantes, vieles berichtendes Lebensbild Mendelssohns und seiner Familie und nicht zuletzt erstmalige Farbwiedergaben mehrerer zauberhafter Aquarelle: die wenigsten wissen, daß Mendelssohn auch hier ein Meister gewesen ist.

Arnet, Edward: Abschied von Hesperia. (München, Desch. 404 S. DM 14,80) Mit diesem Roman erweist sich der Autor als Nachfolger Stifters: auch er kennt die Würde und Symbolkraft kleiner Dinge, die die meisten als unbedeutend übersehen. Obwohl es an bewegter und oft aufregender Handlung nicht fehlt, ist es ein besinnliches Buch.

Greither, Aloys: Wolfgang Amadé Mozart — seine Leidensgeschichte (Heidelberg 1958, Schneider. 148 S. DM 7,80). Mit seinem bedeutenden Werk über Die sieben großen Opern Mozarts (1956) ist der, auch durch seine medizinischen Aufsätze über Mozart bekannt gewordene Heidelberger Dermatologe Greither in die erste Reihe der Mozart-Exegeten ge-

rückt. Seine auf umfassenden Forschungen beruhende Darstellung von Mozarts Krankheitsbild, das er durch sein ganzes Leben hindurch verfolgt, darf als endgültig bezeichnet werden. Das Schlußkapitel enthält Beobachtungen, die zum besten gehören, was bisher zur Psychologie Mozarts gesagt worden ist.

Thorn, Eduard: Genius in Fesseln. (Geislingen, Schubert-Buchhandlung. 255 S. DM 9,80) Mit dem Feingefühl des Poeten und der Treue des Historikers setzt Thorn ein schönes Denkmal für Christian Schubart, der unter der Härte Herzog Karl Eugens so Bitteres zu leiden hatte. Der Verfasser hütet sich, seinen Helden mit einer Gloriele zu umgeben, zeigt vielmehr auch die Grenzen des Schubartschen Talents und seine Schwächen.

Vaudoyer, Jean-Louis, Hrsg.: Der weibliche Akt in der europäischen Malerei (München 1958, Goldmann. Goldmann Großformat, 155 Bilder davon 8 in Farben, 20 S. Text. DM 29,80) Den weiten Weg von der antiken Venus bis zu den verunstalteten Akten der Gegenwart führt uns der berühmte französische Kunstschriftsteller geistreich durch die europäische Malerei. Sein Essay macht in Verbindung mit den wirklich ausgezeichneten und geschickt gewählten Reproduktionen dieses Buch zu einer kleinen Kunstgeschichte im Spiegel der Aktmalerei. Dahinter schimmern die Auf- und Niedergänge des Kulturgefühls durch, das ewig Weibliche gesehen durch die Augen großer Künstler.

Thackeray, William, M.: Jahrmarkt der Eitelkeit (vollst. Übersetzung von H. Roehl, Wiesbaden 1958, Insel. 2 Dünndruckbände 1144 S. DM 36,—) Thackeray, der Verfasser des Snobbuches war selber einer, außerdem aber der Chronist des victorianischen Zeitalters, das zeigt in erster Linie dieser Roman, der in den Lebensläufen zweier Freundinnen die Ursprünge der Gesellschaft bloßlegt, die Victoria dann benannte. Amüsant und herzlich ist „Vanity Fair“ ein in jeder Hinsicht befriedigendes Buch,

zudem schön in der äußeren Erscheinung.

Kraus Karl: Literatur und Lüge (München 1958, Koesel. 360 S. DM 25,—) Heinrich Fischer setzt mit diesem 6. Band seine schon berühmte Kraus-Ausgabe fort. Hier sind die großen Polemiken gegen Kerr und Harden mit anderen aus den Jahren 1905-1913 vereinigt. Neu aufgenommen wurde ein Briefwechsel mit der „Literarischen Welt“ von 1930. Manchmal scheint es, der Autor schösse mit Kanonen nach Spatzen; aber bei näherem Zusehen findet der Leser, daß hinter den scheinbar wichtigen Zielen die wichtigen Fragen der Epoche getroffen werden. Der vielbemühte Strom der Zeit besteht aus lauter Pfützen.

Villon, François: Gesang unter dem Galgen, herausgegeben und eingeleitet von Fritz Habeck (München 1958, Verlag Kurt Desch. 152 S. DM 6,50).

Shelley, Percy Bysshe: Das brennende Herz, herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Koeppen (München 1958, Verlag Kurt Desch. 112 S. DM 6,50).

Beide Bände sind Ausgaben einer im Desch Verlag erscheinenden Reihe „Im Banne des Dionysos“, die sich eine Sammlung literarischer und bibliophiler Kostbarkeiten zur Aufgabe macht. Schon die Ausstattung ist erwähnenswert in ihrer Eigenart und in ihrem farbigen Reiz. Für die Texte wurden jeweils die gelungensten Übertragungen verschiedener Übersetzer ausgewählt: Bei Villon von K. L. Ammer, Richard Dehmel und von dem Herausgeber — bei Shelley von Rudolf Borchardt, Bertolt Brecht, Fritz Dietrich, Fritz Ernst, Albert Hess, Julius Seybt, Adolf Strodtmann und Alfred Wolfenstein. Die Mischung älterer Übersetzungen mit neueren Nachdichtungen ist kennzeichnend für die Sorgfalt des Herausgebers bei der Auswahl — jedem Freund der Dichtung werden diese Bände eine Bereicherung sein.

Balzac, Honoré de: Oberst Chabert, Die Geheimnisse der Fürstin Cadignan, Ursula Mirouet, Pirette (Hamburg, Rowohlt. Je 350-400 S.

DM 7,80) Die Rowohltsche Balzac-Ausgabe gehört seit Jahr und Tag zu den wenigen gleichbleibenden Freuden, die der deutsche Buchhandel zu bieten hat. Sie ist über jedes Lob erhaben, und so kann man kaum mehr darüber sagen, als daß man

nie enttäuscht wird, wenn man die Neuerscheinungen der Edition erwartet. Die Übersetzer der vier Bände sind: Hugo Kaatz, Else von Hollander, Walter Benjamin, Rosa Schapire. Alle Bände für Buchnarren auch in Ganzleder zu 14,80.

Wer ist's?

Neuer Mitarbeiter: **Helmut Wagner**, 1929 in Ostpreußen geboren, Studium der Politik, Geschichte und Theologie, Assistent an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin, Leiter des Heimatdienstes Südwürttemberg-Hohenzollern, z. Z. Promotionsvorbereitungen bei Prof. Eschenburg, Tübingen, über Probleme des Föderalismus in Deutschland. — Der Lyriker **Raymond Buchert** in Straßburg i. Els. geboren, lebt dortselbst als freier Schriftsteller.

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Rudolf Pechel</i>	Der konservative Gedanke
<i>Hans Jaeger</i>	Afrikaner und Weiße
<i>Wolfgang Rieger</i>	Die ausländischen Studenten in Deutschland
<i>Wilhelm Sternfeld</i>	Kaiserin Friedrich und Karl Marx
<i>Thomas O. Brandt</i>	Anpassung und Unabhängigkeit
<i>Friedrich Heer</i>	Politik und Metapolitik
<i>Mario Ludwig</i>	Gestalter der Moderne
<i>Hans-Ulrich Engel</i>	Zweimal Potsdam
<i>Otto v. Taube</i>	In den Marken
<i>Jean Gebser</i>	Erinnerungen an Federico Garcia Lorca
<i>Golo Mann</i>	Metternich
<i>Jonas Lesser</i>	Thomas Mann und Wilhelm Raabe
<i>Ferdinand Lion</i>	Die Monade als Weltspiegel
<i>Rudolf Hartung</i>	Das Denkmal. Erzählung
<i>Roland Marwitz</i>	Oppermann. Erzählung

Anzeigenverwaltung: **Hans Rosenstein**, Köln am Rhein 17, Postfach 9, Telefon 381304

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Aka-teeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinter, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junk, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co, NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: viertelj. DM 5,—

FORM

Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

*Redigiert von Friedrich Abendroth • Alexander Lernet-Holenia
Günther Nenning • Friedrich Torberg*

Heft 64

April 1959

DM 1,50

Albert Camus

WARUM WIR NICHT SCHWEIGEN DÜRFEN

Roland Nitsche

DIE ÜBERSÄTTIGTE FREIHEIT

Ernst Hoor

ÖSTERREICH BRAUCHT ÖSTERREICHER

Friedrich Torberg

NIEDERLAGE AN DER SAHNEFRONT

George Mikes

BRIEF AUS JAPAN

ZUM THEMA KARL KRAUS

Beiträge von Max Rychner, Werner Kraft, Günther Busch / Ein
unveröffentlichter Brief des 19jährigen Karl Kraus / Beiträge aus
dem Nachlaß und aus der „Neuen Freien Presse“ (1896)

Redaktion und Verwaltung: Wien VII., Museumstraße 5

Alleinvertrieb für die Deutsche Bundesrepublik einschl. Westberlin:

Albert Langen — Georg Müller, München 19, Hubertusstraße 4

Indo Asia

**Vierteljahreshefte für Politik, Kultur und
Wirtschaft Indiens**

**Im Auftrag der Deutsch-Indischen
Gesellschaft unter Mitwirkung von
Gisela Bonn, Helmuth von Glasenapp,
Joseph Maria Hunck, Klaus Mehnert,
Ernst Wilhelm Meyer, Egon Vietta
herausgegeben von Giselher Wirsing**

Indien und Südostasien

gehören wirtschaftlich und politisch zu den Brennpunkten der modernen Welt

Das Interesse in Deutschland

ist für diese Länder von Jahr zu Jahr größer geworden, aber die Informationsmöglichkeiten sind gering

Indo-Asia

die neue Zeitschrift der Deutsch-Indischen Gesellschaft wird eine weithin empfundene Lücke schließen

Indo-Asia erscheint vierteljährlich

96 Seiten und 8 Tafeln Abbildungen

Abonnement, 4 Hefte im Jahr: DM 9,60

Preis des Einzelheftes: DM 2,50

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART